1,70 DM / Band 43
Schweiz Fr 1.80 / Österr. S 13.-

BASTEI

NEU



DER HEXER

Die phantastischen Abenteuer des Robert Craven



Revolte der Echsen

Frankreich F 5,50 / Italien L 1500 / Niederlande f 2,15 / Spanien P 115 (inc. IVA)



Band 43

Revolte der Echsen

Der Platz bot einen Anblick des Schreckens. Wo vor Tagesfrist noch eine Stadt gewesen war, erstreckte sich nun ein Ruinenfeld, übersät mit Trümmern, Unrat, Asche und Toten. Die meisten waren nicht menschlich – große, grün schimmernde Geschöpfe, die an Echsen erinnerten, in einfache Kleidung gehüllt: Sree. Aber viele der reglos ausgestreckten Gestalten hatten auch die Gesichter von Menschen. Zu viele.

Robert Craven – Sohn eines Hexers aus Salem, der den Zorn der GROSSEN ALTEN auf sich zog. Nach Roderick Andaras Tod ging der Fluch auf Robert über: Nun wird er von den uralten Dämonen gejagt.

Robert Craven wehrt sich gegen die Rolle, in die er gezwungen wird, doch die ALTEN und ihre Kreaturen lassen ihm keine Wahl: Er muß sein magisches Erbe einsetzen, wenn er überleben will.

Sill el Mot – eine junge Araberin, die in ihrer Heimat einen erbitterten Kampf gegen das dortige Kapitel der Tempelritter führte. Lange Zeit von einer geheimnisvollen Macht unterstützt, wurde sie bei ihrem Volk zur Legende und zum Schrecken der Templer; Sill el Mot bedeutet: Schatten des Todes. Nachdem Robert das Kapitel zerschlagen konnte, gab die Macht Sill frei, und sie schloß sich dem Hexer an.

Die GROSSEN ALTEN – die wahren Herrscher über die Erde. Ihre Heimat war die Sonne Beteigeuze, von wo sie vor Urzeiten kamen und äonenlang die Erde beherrschten, bis sie von den ÄLTEREN GÖTTERN in einer gewaltigen Schlacht besiegt und zwischen den Dimensionen eingekerkert wurden. Sie sind nicht tot, sondern schlafen nur. Oder besser: schliefen, denn durch eine schicksalhafte Beschwörung der Hexer von Salem wurden sie geweckt und versuchen seitdem, ihr Gefängnis zu verlassen.

Die SHOGGOTEN – die Dienerwesen der GROSSEN ALTEN aus unheiligem Protoplasma. Formlose, tentakelbewehrte Wesen, die durch den Geist der ALTEN gesteuert werden und jede Gestalt annehmen können. Doch die Shoggoten sind vergänglich – ihr dämonisches Leben ist von kurzer Dauer. Durch die Shoggotensterne, kleine, fünfzackige Steine, können sie vorzeitig vernichtet werden.

Die SIEBEN SIEGEL DER MACHT – magische Kleinode verschiedenster Größe und Form, die zusammengefügt die Macht haben, den Kerker der GROSSEN ALTEN zu sprengen. Robert besitzt bereits fünf davon und sucht eine Möglichkeit, sie zu vernichten. Vier befinden sich im Safe seines Hauses in London.

Die Tore – das mysteriöse Transportsystem der GROSSEN ALTEN. Es handelt sich dabei um Dimensionsschächte, die an vielen Orten der Erde betreten werden können. Doch eine Reise in den Toren kommt fast einem Selbstmord gleich, denn der Weg führt durch das Reich der ALTEN. Lohnt es sich, sein Leben zu riskieren, um von einer Sekunde zur anderen Tausende von Meilen zu überwinden? Robert Craven muß sich diese Frage mehr als einmal stellen…

Die Inguré – die menschlichen Bewohner einer unterseeischen Welt tief im Bauch der Erde. Sie sind in zwei Völker und Türme gespalten, in Conden und Ancen, die sich seit ewigen Zeiten bekämpfen. Geführt

werden die Völker von sogenannten »Kreisen«, magisch begabten Zirkeln mit einer Kreisversteherin als Führer.

Die Sree – eine Dienerrasse der Inguré – mannsgroße, intelligente Echsen, die den Großteil der Armeen bilden. Seit tausend Jahren nichts weiter als niedere Sklaven, sehnen sich die Sree beider Völker danach, ihr Joch endlich abzuschütteln und sich gegen die Menschen zu erheben.

Mereda – die Kreisversteherin des Conden-Turmes. Von einem unstillbaren Machthunger besessen, wollte sie Robert Craven töten und seine Magie in sich aufnehmen, obwohl die Legenden ihres Volkes diesen Fremden als Erlöser verhießen. Dafür wurde Mereda von den Conden verstoßen.

Madur – der oberste Kriegsherr von Conden und Führer seiner Armeen. Er stand treu zu der Kreisversteherin Mereda. Hält dieser Bund auch jetzt noch, nachdem Mereda verstoßen wurde?

Aneh – die neue Kreisversteherin des Conden-Turmes; eine noch sehr junge Frau, die ihre magischen Kräfte noch nicht vollends beherrschen kann. Eine große Verantwortung lastet nach Meredas Weggang auf ihren Schultern, doch sie weiß, daß der Erlöser sie zum Sieg führen wird. Robert, der in dieser Rolle von den Conden verehrt wird, ist sich dessen nicht so sicher…

* * *

Die Welt des Hexers

Noch immer befinden sich Robert Craven und Sill el Mot tief im Inneren der Erde. Mit knapper Not aus dem unterirdischen Reich entkommen, das Professor Otto Lidenbrock in seiner Studie »Die Reise zum Mittelpunkt der Erde« beschrieb, fahren die beiden nun über einen schier unendlichen Ozean. Robert weiß, daß am jenseitigen Ufer der Aufstieg zur Erdoberfläche auf sie wartet: der Vulkankrater der Insel Stromboli.

Doch da gerät das Floß plötzlich in einen gewaltigen Strudel und wird zum Meeresboden hinabgezogen.

Als Robert aus seiner Ohnmacht erwacht, findet er sich in einer gewaltigen Luftblase unter dem Meer wieder, die durch den Strudel

mit Luft versorgt wird. Er wird Zeuge, wie menschliche und echsenhafte Wesen über Sill herfallen und greift in den Kampf ein. Mit dem Ergebnis, daß sie nun beide gefangengenommen und verschleppt werden.

Er erfährt, daß die Bewohner dieser unterseeischen Welt nichts von der Außenwelt wissen; hier hat sich ein eigener, von allem abgeschnittener Staat entwickelt, auf einer Insel, die von undurchdringlichem Dschungel, Sumpfgebieten, einem ausgedehnten See und zwei gigantischen Türmen beherrscht wird. Hier leben das Volk der Inguré – menschliche Geschöpfe – und ihre Dienerrasse, die Sree – große, intelligente Echsen.

Die Menschen haben sich in zwei Lager (und Türme) gespalten – in Conden und Ancen. Seit ewigen Zeiten schon tobt ein verbitterter Krieg zwischen den beiden Parteien; ein Krieg, dessen Zweck längst vergessen ist. Beide Völker beherrschen die Magie, und in sogenannten »Kreisen« unter Leitung einer »Kreisversteherin« beschwören sie Dämonen, die den feindlichen Turm vernichten sollen.

Robert und Sill werden zum Conden-Turm verschleppt, als der Trupp plötzlich von Ancen-Leuten überfallen und Sill geraubt wird. So trennen sich die Wege der beiden.

Im Conden-Turm hat die Kreisversteherin Mereda längst erkannt, daß der Fremde, der in den Turm gebracht wird, kein gewöhnlicher Sterblicher ist. Obwohl sie die alte Weissagung kennt, daß eines Tages ein Messias aus dem Nichts auftauchen und mit seinem Tod die Conden zum Sieg führen soll, will sie Robert opfern, um ihre eigenen Kräfte zu mehren. Nur einem Angriff Ancens ist es zu verdanken, daß die todbringende Beschwörung nicht vollendet werden kann.

Nun erkennt auch das Volk der Conden Robert als den Erlöser und verstößt Mereda. Die junge Adeptin Aneh übernimmt den Kreis. Mit seinem Stockdegen kann Robert den Angriff abwehren – wie er mit Schrecken feststellt, sind die Ancen-Dämonen nichts anderes als Shoggoten – die Diener der GROSSEN ALTEN!

* * *

Dabei hatte die eigentliche Schlacht gar nicht stattgefunden. Der Kampf – soweit man das Gemetzel, das die Shoggoten unter den Conden-Leuten angerichtet hatten, so nennen mochte – hatte sich auf ein beinahe winziges, halbkreisförmiges Terrain vor dem Eingang des

niedergebrannten Gebäudes beschränkt, in dem die Metamorphose-Seuche ausgebrochen war.

Nein – die weitaus größere Zahl von Opfern hatte die Panik gefordert, die unter den menschlichen und tierischen Bewohnern Condens ausgebrochen war.

Und nur die allerwenigsten Toten trugen Uniformen. Es waren wieder einmal die Unbeteiligten gewesen, die den Preis für diesen Wahnsinn bezahlten: die Kinder, die Alten, die Schwachen und Kranken, die der in Panik geratenen Menge nicht mehr hatten ausweichen können.

Der Anblick erfüllte mich mit einem Gefühl rasenden, hilflosen Zornes, wenngleich auch aus gänzlich anderen Gründen, als meine Begleiter annehmen mochten.

»Nein«, sagte ich – nicht zum ersten Mal, seit ich an Anehs Seite den Turm verlassen hatte und auf den obersten Stufen der Freitreppe stehengeblieben war.

Aneh widersprach nicht, aber der Blick ihrer großen, dunklen Augen war voller Trauer. Es war allein dieser Blick, der mich schon wieder in die Defensive drängte. Obwohl ich mir fest vorgenommen hatte, es nicht mehr zu tun, fügte ich hinzu: »Du mußt mich verstehen, Aneh. Dies alles hier ist entsetzlich, aber es...«

»Es geht Euch nichts an, Herr, ich weiß«, sagte Aneh leise. Ihre Stimme war so traurig wie ihr Blick. Sie rang sich ein Lächeln ab, aber ich sah Tränen in ihren Augen schimmern. Trotz der ungeheuerlichen Macht, die in ihrem Bewußtsein schlummerte und nur darauf wartete, geweckt zu werden, war sie noch ein Kind. Genau wie all die anderen Magier, die mich und die Condens in respektvollem Abstand umstanden.

Ich fühlte mich hilflos wie selten zuvor in meinem Leben. Dabei – absurd genug – war ich zum ersten Male überhaupt in einer Position, in der ich wirkliche Macht hatte. Noch vor Tagesfrist war ich ein Gefangener dieser Leute gewesen, einer dazu, den umzubringen sie keinerlei Mühen gescheut hatten.

Jetzt war ich ihr König.

Mehr noch – ihr Gott.

So ganz hatte ich die Geschichte, die mir Aneh im Laufe des Abends erzählt hatte, noch nicht verstanden; vielleicht, weil sie einfach zu

phantastisch war, um war zu sein.

Es war die Geschichte dieses Volkes, eine Geschichte, die Jahrtausende in die Vergangenheit reichte und keinen Anfang hatte; jedenfalls keinen, den Aneh und die anderen noch gekannt hätten. Die Geschichte eines seit mehr als tausend Jahren tobenden Krieges zwischen den beiden gewaltigen Türmen, in die sich die menschlichen Bewohner dieser unterseeischen Welt zurückgezogen hatten – und ihres Befreiers.

Es muß wohl eine Art Naturgesetz sein, daß Menschen, die in Not sind, sich stets nach einem Befreier sehnen, einem Gott, der im Augenblick der höchsten Gefahr vom Himmel herabsteigt und sie rettet, und es gab auch hier diese Legende; wie überall. Mit einem Unterschied:

Den Menschen von Conden war dieser Befreier wirklich erschienen, ein Mann mit Zauberkräften, der im buchstäblich allerletzten Moment aus dem Nichts gekommen war und sie alle aus einer schrecklichen Gefahr gerettet hatte.

Ich.

Natürlich war ich kein Gott, nicht einmal ein ganz kleiner, und ohne die magischen Kräfte meines Stockdegens wäre ich wohl vor ihrer aller Augen von den Shoggoten verspeist worden – aber ich hatte sie nun einmal vernichtet, auch wenn ich dabei vor Angst fast gestorben wäre, und Aneh und die anderen hielten mich für ihren Gott; den Messias, von dem ihre alten Legenden berichteten. Aneh hatte etwas von einem großen ARNE erzählt, dessen Reinkarnation ich sei, doch ihr Bericht war so verworren gewesen, daß ich ihn immer noch nicht richtig verstanden hatte. Es war zur Zeit auch mein geringstes Problem, die Mythologie dieses seltsamen Volkes zu verstehen.

Es hatte herzlich wenig Sinn, den Menschen zu sagen, daß ihre Vermutungen nicht stimmten, denn auch dafür hatten sie praktischerweise die richtige Legende parat – nämlich die, daß ihr Erretter selbst nichts von seiner Bestimmung ahnte…

Ich ballte hilflos die Faust, hatte plötzlich nicht mehr die Kraft, Anehs vorwurfsvollen Blick standzuhalten, und wandte mich mit einem Ruck ab, um in den Turm zurückzugehen.

Kälte und Dunkelheit schlugen mir entgegen, als ich das zyklopische Gebäude betrat. Ein paar Schatten fuhren erschrocken zusammen und huschten davon, ehe ich sie wirklich erkennen konnte. Irgendwo in

dem schattigen Halbdunkel vor mir blitzte ein neugieriges Augenpaar auf. Ich ging schneller, als ich bemerkte, daß Aneh und die anderen mir folgten; in respektvollem Abstand zwar, aber beharrlich wie Schatten. Ich wollte allein sein; wenigstens für einen Moment.

Und um ein Haar wäre ich länger allein gewesen, als mir jemals lieb war...

Ich bemerkte die Bewegung im buchstäblich allerletzten Moment: ein rasches Huschen und Wogen, an einer Stelle schräg vor und neben mir, die einen Sekundenbruchteil zuvor noch absolut leer gewesen war. Etwas Gigantisches, Schwarzes schälte sich aus dem Schatten, ein grellblaues Licht flammte auf, wo einen Herzschlag zuvor noch Dunkelheit geherrscht hatte –

Und dann fühlte ich mich gepackt und herumgewirbelt. Jemand schrie. Eine schlanke, in ein lang wallendes Gewand gekleidete Gestalt tauchte vor mir auf, das Gesicht vor Schrecken verzerrt, aber hoch aufgerichtet und mit weit ausgebreiteten Armen, wie um mich zu beschützen.

Und genau das tat er auch.

Der blauweiße Blitz, der auf mich zuschoß, traf den Adepten.

Für eine halbe Sekunde schien sein Körper wie unter einem unheimlichen, inneren Licht zu erstrahlen. Winzige blaue Flämmchen rannten über sein Haar, hüllten seinen Kopf in eine blauleuchtende Aureole und zeichneten für Bruchteile von Sekunden die Umrisse seines Körpers nach, während sich sein Mund zu einem stummen Todesschrei öffnete.

Und dann waren nur noch die blauen Flammen da, ein bizarres Nachbild des längst zu Asche zerfallenen Körpers.

Ein zweiter Blitz flammte auf, fuhr mit einem schmetternden Krachen eine Handbreit neben mir in den Boden und brannte ein kopfgroßes Loch in den Granit. Ein zweiter Adept warf sich auf mich, riß mich herum und versuchte gleichzeitig, mich mit seinem eigenen Körper zu schützen. Dann vertrieb ein grellgrüner, peitschender Blitz die Dunkelheit, und wie in einer Vision sah ich Aneh und den unheimlichen Angreifer

gleichzeitig, die junge Magierkönigin, wie sie verkrampft dastand, die Augen vor Schrecken und Anstrengung geweitet, die linke Hand auf den faustgroßen Kristall auf ihrer Brust gepreßt, unhörbare Worte in

einer längst gestorbenen Sprache murmelnd, und das Ding, das sich in Qualen wand, eingewoben in ein Netz vernichtender Energien, das der Magierkreis von Conden über die Kreatur geworfen hatte.

Dann verlor ich das Bewußtsein.

* * *

Zengsus knotige Echsenhände umklammerten den Speer so fest, als wolle er seinen Schaft zerbrechen. Die kleinen Augen des Sree huschten flink über das grüne Dickicht, das den Eingang zum Versammlungsplatz verbarg. Kein Mensch, außer vielleicht die magisch geschulten Mitglieder der Zauberkreise, hätten an diesem Ort etwas anderes als ein undurchdringbares Gestrüpp entdeckt.

Doch im ganzen Tal gab es nur mehr einen Magierkreis, den Kreis von Ancen. Der von Conden bestand aus Kindern, dummen, überheblichen Wesen, die mit dem Feuer spielten und nicht wußten, daß sie sich mehr als nur die Finger verbrennen, sondern die ganze Welt in Flammen setzen konnten. Und Ancen lag weit jenseits des Sees. Es bestand keine Gefahr, daß einer seiner Magier jemals diesen Ort betreten würde.

Zengsu spie bei dem Gedanken an Aneh und ihre Zauberer haßerfüllt aus und näherte sich der aus Zweigen und Blättern bestehenden Wand, ohne jedoch die Vorsicht außer acht zu lassen. Seinen geschulten Sinnen entgingen weder die flüchtigen Spuren, die von der Anwesenheit der anderen zeugten, noch der in der Luft hängende Geruch. Sie alle waren gekommen: Tongli, Xandiu und Yaome von Ancen wie auch Uscham, Omrun und Talien, die Vertreter der Conden-Sree. Noch nie zuvor hatten sich so viele hochrangige Sreehäuptlinge an diesem Ort eingefunden. Doch gerade deshalb hieß es für Zengsu, doppelt wachsam zu sein. Seine Mission durfte nicht durch das erneute Aufflammen der alten Feindschaft zwischen den beiden Stämmen gefährdet werden.

Zengsu bog die Zweige auseinander und blickte in den dunklen Gang, der dahinter zum Vorschein kam. Nach kaum merkbarem Zögern trat er hinein und zog den grünen, lebenden Vorhang hinter sich zu. Als er sich an das herrschende Dämmerlicht gewöhnt hatte, schwebte die Spitze eines Speeres vor seiner Kehle.

‘Verrat’ war sein erster Gedanke. Doch dann erkannte er das verkniffene Gesicht des jungen Burschen in der blauen Conden-

Tunika. Rasch hob er die linke, unbewaffnete Hand und legte sie auf die Augen.

»Ich grüße, dich, Mosum, Omruns Sohn, Krieger von Conden.«

»Du bist es, Zengsu. Ich habe dich beinahe nicht erkannt«, antwortete der junge Mann und senkte mit einem erleichterten Aufatmen den Speer. »Ich habe dich so früh nicht erwartet. Außerdem weißt du ja selbst, daß es bei unserem Volk noch immer einige treue Anhänger der Inguré gibt«, versuchte er sich zu rechtfertigen.

»Schon gut, Mosum. Es ist besser, in dieser Zeit wachsam zu sein, als uns überraschen zu lassen«, antwortete Zengsu mit einem verzeihenden Kopfnicken. Nach außen hin wirkte er unbeteiligt, zeigte beinahe eine mürrische Miene. Doch in seinem Innern fühlte er Triumph. Er hat von 'unserem Volk' gesprochen, nicht von unseren Stämmen, dachte er zufrieden. Die Jugend läßt sich leicht von meinen Ideen begeistern. Wenn ich bei den Alten doch auch nur so leichtes Spiel hätte!

»Sie warten alle auf dich, Zengsu, auch die Honks aus Ancen.« Ganz konnte der Junge seine Abneigung gegen den anderen Stamm doch nicht überwinden. Zengsu sah großzügig darüber hinweg und schritt voran, wo sich der Gang zu einem von Felsen umschlossenen Kessel weitete. Am Eingang des Kessels nahm ihn Pindiu, der Sohn Xandius von Ancen, in Empfang. Neben ihm lehnten die Waffen der übrigen Anwesenden an der Wand. Doch als Pindiu die Hände nach Zengsus Speer ausstreckte, schüttelte dieser abweisend den Kopf.

Ein Lichtblitz zuckte aus seinen Augen und bohrte sich tief in den Schädel des Jüngeren. Pindiu stöhnte kurz auf und taumelte benommen gegen die Wand. Dann rutschte er langsam auf den Boden, wo er reglos liegenblieb.

»Das soll dir die Lehre sein, dich nie mit einem der Mächtigen anzulegen«, sagte Zengsu lachend und schob den jungen Mann mit dem Fuß beiseite. Dann trat er in den Felsenkreis und sah sich gemächlich um. Sie hockten in zwei Gruppen gespalten an der Wand und beäugten sich mißtrauisch. Doch jetzt richtete sich ihre gemeinsame Aufmerksamkeit auf ihn. Zengsu genoß die unsicheren, fragenden Blicke der anderen einige Augenblicke. Gleichzeitig nutzte er die Pause, um sich selbst einen Überblick zu schaffen.

Links von ihm hockte der alte Tongli aus Ancen und kaute vor Erregung auf einem Eukalyptusblatt herum. Zengsu sah ihm an, daß

der alte Häuptling am liebsten sofort auf die Conden-Sree losgegangen wäre. Nur gut, daß ich mich darauf vorbereitet habe, daß es mit Tongli Ärger geben wird, dachte er zufrieden, während er sich den nächsten Häuptlingen zuwandte. Xandiu und Yaome gehörten ebenfalls dem Stamm von Ancen an. Doch im Gegensatz zu ihrem Anführer merkte Zengsu ihnen an, daß sie für seine Worte empfänglich sein würden.

Auf der anderen Seite ragte die knorrige Gestalt Uschams auf. Der Häuptling der Conden-Sree wirkte selbst für einen Sree häßlich, zu deren Schönheitsidealen eine breit auslaufende Schnauze, winzige Augen und krumme Säbelbeine gehörten. Sein Schuppenpanzer war stumpf und beinahe farblos und an vielen Stellen abgeschabt. Eines seiner beiden Augen hatte er in den Kämpfen zwischen den beiden Türmen verloren, ebenso zwei Finger der linken Hand.

Doch gerade er, der Grund genug besaß, die Krieger des anderen Stammes zu hassen, hatte als erster diesem Treffen zugestimmt. Nicht ohne Grund, denn während der letzten, entscheidenden Kämpfe zwischen dem Conden- und dem Ancen-Turm hatten gerade Uschams Conden-Sree die Hauptlast des Krieges – und damit der Verluste – tragen müssen. Uscham besaß daher wenig Grund, sich freudig der Herrschaft Anehs, der neuen Kreisversteherin von Conden, zu beugen. Zumal diese ihre Sree schonungslos zur Verfolgung jener Inguré und Sree von Ancen einsetzte, die in den Dschungel geflohen waren.

Omrun und Talien konnte Zengsu hingegen nicht als Freunde seiner Vorschläge betrachten. Omrun war es schließlich auch, der das Schweigen brach.

»Du hast uns gebeten, hierher zu kommen. Warum?« Der Ton, den er gegen Zengsu einschlug, unterschied sich stark von der schwärmerischen Verehrung, die sein Sohn dem Rebellenführer entgegenbrachte. Zengsu lehnte sich auf seinen Speer und senkte einen Moment den Kopf. Ein protestierendes Gemurmel erscholl, als die anderen die Waffe in seinen Händen entdeckten. Doch da hob der Rebell seinen Kopf und fixierte die Versammelten mit dem lodernden Blick seiner Augen.

»Ja, ich habe euch hierher gerufen«, erklärte er und legte dabei sehr viel Nachdruck in das Wort ›gerufen‹, »denn es ist an der Zeit, daß unser Volk seine Stammesstreitigkeiten vergißt, die ihm zudem von den beiden Völkern der Inguré aufgezwungen wurden!« rief er und übertönte dabei zuletzt das zornige Geschrei der anderen.

»Nicht wir Sree haben uns entschieden, Conden- oder Ancen-Krieger zu werden. Die Inguré waren es, die unsere Vorfahren in ihre Dienste zwangen und ihre Kriege ausfechten ließen. Nie waren wir Sree in der Lage, eigene Entscheidungen über unsere Zukunft zu treffen. Immer waren es die Menschen, die es für uns taten, indem sie uns zu Sklaven herabwürdigten.«

»Und du willst das natürlich ändern. Kannst du uns vielleicht sagen, wie?« rief Yaome spöttisch.

»Er wird an das Tor des Conden-Turmes pochen und Aneh damit so sehr erschrecken, daß sie sofort auf alle seine Forderungen eingeht!« sagte Omrun und hielt sich dabei den Bauch vor Lachen.

»Ich wußte, daß ich heute einen Narren hören würde. Nur ahnte ich nicht, daß er so närrisch sein wird«, brummte der alte Tongli ungehalten und machte Anstalten, aufzustehen und zu gehen. Im selben Moment starrte er auf die Spitze von Zengsus Speer.

»Halt Tongli, du bleibst! So wie ihr alle bleiben werdet, bis ich fertig gesprochen habe.«

»Willst du uns drohen?« fauchte Omrun aufgebracht.

»Drohen? Ich habe es nicht nötig, euch zu drohen. Ich will nur, daß ihr mir zuhört«, erwiderte Zengsu zwar leise, aber nachdrücklich. Er wirbelte seinen Speer herum und drückte Tongli mit dem Schaftende auf den Boden zurück.

»Ihr seid Narren, zum größten Teil wenigstens. Ihr träumt vom Frieden und vergeßt dabei, daß ihr nichts anderes als Sklaven seid. Solange unser Volk den Inguré unterworfen ist, wird es für uns keinen Frieden geben. Was wird geschehen, jetzt, wo der Angriff Ancens fehlgeschlagen ist?« Er beugte sich leicht vor, um die dramatische Wirkung seiner Worte noch zu unterstreichen. »Ich will es euch sagen. Schon jetzt beraten Aneh und der Magier, der ihr beigestanden hat, über einen Gegenangriff. Ihr wißt, wie er enden wird. Wir werden es sein, die ihren Krieg führen werden. Wir werden es sein, deren Körper tot auf dem Schlachtfeld liegenbleiben. Conden wird angreifen und zurückgeschlagen werden, und danach wird es Ancen sein, der zurückschlägt und zurückgeschlagen wird. Und so weiter. Der Krieg wird weitergehen, wie er seit Jahrtausenden tobt. Wir werden ihre Städte mit unseren bloßen Händen wieder aufbauen müssen.«

Diese Worte brachten die versammelten Stammesführer der Sree zum Schweigen. Es war nichts darin, was ihnen fremd gewesen wäre.

Nichts, was ein jeder von ihnen nicht tausendmal gehört oder selbst gedacht hatte. Und doch – mit einem Male schienen sie ein viel größeres Gewicht zu haben denn je. Aus Zengsus Mund gehört, erhielten sie einen fast suggestiven Klang.

Uscham nickte zustimmend, als er sich schließlich erhob und sich vor allem an die Vertreter des Ancen-Stammes wandte.

»Zengsu hat recht. Wenn unser Volk je die Freiheit will, so muß es sie sich jetzt erkämpfen. Wir sind die letzte Kriegergeneration. Alle, die nach uns kommen, würden nur noch Sklaven sein.«

»So ist es!« bekräftigte Zengsu die Worte des Führers der Conden-Sree.

»Du hast uns Narren genannt, Zengsu, und dabei vergessen, daß du selbst der größte aller Narren bist!« protestierte Tongli erregt und sprang ungeachtet des gegen ihn gerichteten Speeres auf. »Wie sollte es uns gelingen, die Macht der Inguré zu brechen? Wie sollten wir ihrem Zauber entgehen? Ihre Hexenmeister und Hexen würden uns vernichten, noch ehe wir eine Waffe gegen sie erhoben haben!«

»Der Kreis von Conden ist nur mehr ein Schatten früherer Macht! Außerdem sind die Hexenmeister die nächsten Tage beschäftigt. Sie müssen einen Zauber erzeugen, um den Dämon, der ihnen gegen Ancen geholfen hat, zu belohnen. Wenn wir uns erheben, ist jetzt die beste Zeit!« rief Uscham voller Begeisterung.

Die Erwähnung des fremden Magiers ließ die anderen Sree merklich zusammenrücken. »Ich habe den Fremden kämpfen sehen. Er wird uns ganz allein vernichten«, flüsterte Omrun.

»Der Dämon mit der weißen Strähne im Haar kann uns alle mit seinen Hexenkräften erstarren lassen, so daß uns die Inguré gar nicht töten müssen«, warf Xandiu zitternd ein.

»Der Fremde ist ein Teufel, der uns mit Leichtigkeit vernichten kann«, bellte Tongli heiser und warf dabei Zengsu einen herausfordernden Blick zu. »Doch du hast ja sicher einen Plan, wie du mit diesem Höllengeschöpf fertig wirst!«

Zengsu musterte ihn wie ein besonders abstoßendes Insekt und stieß dann ein wütendes Zischen aus. »Du solltest denken, nicht schwatzen, Alter. Ich sagte, der Magierkreis von Conden ist dabei, dem Teufel für seine Hilfe zu danken. Aneh und ihre Zauberer haben jetzt ganz andere Dinge im Sinn als uns, denn der fremde Teufel fordert sehr viel von ihnen. Jetzt müssen wir uns erheben, sonst ist es zu spät! Und

kein fremder Teufel wird uns den Sieg verwehren.«

»Zengsu hat recht«, schlug Uscham in Zengsus Kerbe. »Der Kreis von Conden ist zusammengetreten, um einen Zauber für den fremden Teufel zu singen. Bis sie merken, daß wir rebellieren, ist es wahrscheinlich zu spät für sie.«

»Du hast recht. Wir sollten Zengsus Vorschlag wenigstens einmal besprechen. Er sagt viel, was mir richtig erscheint«, meinte Talien halb überzeugt.

Omrun verzog seine lange Reptilschnauze zu einem humorlosen Grinsen. »In einem hat Zengsu wirklich recht. Wir sind die letzten der kämpfenden Sree! Wenn unser Volk einmal frei sein soll, so können nur wir ihm diese Freiheit geben!«

»Condengeschwätz«, unterbrach ihn Tongli mit verächtlicher Stimme. »Ihr Honks habt ja euren ganzen Verstand im Dschungel gelassen. Die Magier der Inguré vernichten uns schneller, als wir uns zum Aufstand sammeln können!«

»Wenn wir verraten werden, vielleicht!«

»Willst du damit sagen, daß ich ein Verräter bin, Zengsu?« fuhr Tongli auf. Zengsu trat einen Schritt zurück und hob seinen Speer.

»Ich würde es dir nicht raten, ein Verräter zu sein, Tongli. Verräter haben ein verdammt kurzes Leben!« Diesmal gab sich Zengsu keine Mühe, den drohenden Unterton in seiner Stimme zu verbergen.

Tongli stand krumm wie ein gespannter Bogen vor ihm. Seine kleinen schwarzen Augen funkelten Zengsu böse an.

»Du bist ein Wicht gegen die Herrscherin von Conden. Aneh wird dich ohne Mühe zerquetschen. Und jetzt werden wir in unsere Quartiere zurückkehren und diese närrischen Vorschläge vergessen. Unser Volk hat Tausende von Jahren als Krieger der Inguré überlebt. Es wird noch weitere Jahrtausende als Diener des großen Volkes überleben!«

»Aber, wir wollen doch nur...«, stotterte Xandiu.

»Wir wollen nach Hause«, unterbrach ihn Tongli scharf. »Und du laß die Finger von deinem Speer. Wenn du einen von uns tötest, werden dich die Krieger beider Kreise jagen. Und ich schwöre dir, sie werden nicht eher aufgeben, bis sie aus deinem Panzer ihre Suppe schöpfen können!«

Innerhalb von Sekunden war es dem alten Ancen-Häuptling gelungen, die schon halb zum Aufstand entschlossenen Anführer ins Schwanken zu bringen. Nur Uscham peitschte seinen Schwanz wütend hin und her und klopfte sich mit dem Mittelfinger an die Stirn, um zu zeigen, was er von Tonglis Rede hielt.

Zengsu stellte sich Tongli in den Weg und reckte ihm den Speer entgegen. Xandiu und Yaome murrten unwillig, als sie ihren Häuptling bedroht sahen. Doch sie unternahmen nichts, um Tongli zu Hilfe zu kommen. Zengsu wußte, daß er nur noch Bruchteile von Sekunden hatte, um die wankende Front des Aufstandes wieder zu festigen. Und er war bereit zu handeln. Er trat einen Schritt zurück, ohne jedoch den angelegten Speer zu senken.

Tongli wollte mit einem verächtlichen Schnaufen an Zengsu vorbei. Aber im nächsten Moment erstarb das Grinsen auf seinen blutleeren Lippen. Was er sah, ließ seinen Atem stocken:

Zengsus ganze Gestalt war plötzlich in Feuer gehüllt. Die Flammen schlugen knatternd in die Höhe und krochen gleichzeitig den Speerschaft nach vorne, bis sie die Eisenspitze der Waffe mit blauem Licht umzüngelten.

»Stirb, Verräter!« fauchte Zengsu mit einer Stimme, die nichts mehr mit dem sanften, warmen Klang gemein hatte, den man von ihm kannte, ein Klang, der direkt aus den Tiefen der Erde zu kommen schien. Ein Feuerstrahl schoß nach vorne und bohrte sich wie ein Pfeil in Tonglis Brust. Der alte Sree prallte ächzend zurück und stürzte zu Boden. Nur ein daumennagelgroßer Fleck auf seiner Brust deutete auf eine Wunde hin.

»Auch wir Sree haben die Kraft der Magie auf unserer Seite. Sie wird jeden vernichten, der sich uns entgegenstellt!« donnerte Zengsu die erstarrten Häuptlinge an.

Keiner von ihnen wagte es jetzt noch, ihm zu widersprechen.

* * *

Eine kühle Hand lag auf meiner Stirn, als ich erwachte. Jemand flüsterte Worte mit sehr leiser, angenehmer Stimme. Ich verstand ihren Sinn nicht, aber sie wirkten auf sonderbare Weise beruhigend. Die Furcht, die mich aus dem Schlaf in diesen Dämmerzustand zwischen Traum und Wachsein hinüberbegleitet hatte, verschwand

fast augenblicklich und machte einem Gefühl wohligen Behütetseins Platz. »Sill…«, flüsterte ich.

Dann trieben die grauen Schleier vor meinen Augen auseinander, und aus dem Gesicht Sills wurde das schmale Mädchenantlitz Anehs, der jugendlichen Magierin von Conden.

Ich setzte mich auf, drückte Anehs Hand mit sanfter Gewalt beiseite und sah mich um. Wir befanden uns in einer kleinen, nicht sehr luxuriös ausgestatteten Kammer. Durch ein schmales Fenster sickerte Licht herein, und an den Wänden hingen kleinere, sorgsam geschliffene und gefaßte Ausgaben des blauen Kristalls auf Anehs Brust, die milde Helligkeit verbreiteten.

»Ihr seid wach«, sagte Aneh lächelnd. »Gut. Wir… fürchteten um Euer Wohl.«

Ich ignorierte ihre Worte, schwang meine Beine von der Liege, auf die ich gebettet worden war, und stand mit einem Ruck auf. »Was ist geschehen?« fragte ich, in bewußt kühlem, forderndem Ton.

Aneh fuhr fast unmerklich zusammen und senkte den Blick. »Ein… ein Angriff des Ancen-Dämons, Herr«, sagte sie. »Verzeiht mir. Es war meine Schuld. Ich war unaufmerksam. Wenn Ihr mich bestrafen wollt, so tut es.«

Es dauerte einen Moment, bis ich begriff – Aneh war nicht niedergeschlagen oder verängstigt, weil einer ihrer Brüder gestorben war, sondern weil der Angriff mich in Gefahr gebracht hatte!

Ein eisiger Schauer lief über meinen Rücken. Während des gestrigen Tages hatte ich es fast als angenehm empfunden, von diesen Leuten als eine Art Halbgott verehrt zu werden – wenn ich auch noch immer nicht ganz genau wußte, warum eigentlich.

Jetzt erfüllte mich der Gedanke nur noch mit Schrecken.

»Wie viele sind tot?« fragte ich.

Aneh zögerte, atmete hörbar ein und raffte all ihre Kraft zusammen, um meinem Blick standzuhalten. »Vier.«

»Vier?!« Ich erschrak. Das war fast ein Viertel des Magierkreises, ein Viertel des einzigen Schutzes, der Conden gegen die Angriffe des Ancen-Turmes geblieben war.

Ich bemerkte, daß ich in genau den Bahnen zu denken begann, in die Aneh meine Gedanken lenken wollte, und drehte mich mit einem zornigen Ruck herum. Was hier geschah, war schrecklich; ein entsetzliches Blutbad, das seit einem Jahrtausend anhielt und wider jede Natur war. Aber es ging mich nichts an. Ich durfte mich nicht in die Angelegenheiten dieser Leute mischen, auch wenn dieses Nicht-Einmischen den Tod Hunderter, vielleicht Tausender Conden- und Ancen-Leute bedeutete! Zum Teufel, ich konnte nicht überall auf der Welt Feuerwehr spielen, wo ich zufällig einen Brand entdeckte! Ich mußte hier heraus und nach Hause, zurück nach London, um einen viel größeren Brand zu löschen. Einen, der vielleicht die ganze Welt in Flammen setzen würde.

»Aneh«, begann ich stockend, sprach aber nicht weiter, sondern drehte mich wieder um und sah die jugendliche Magierin mit einem verzeihungsheischenden Lächeln an.

»Ihr braucht nichts zu sagen, Herr«, sagte sie traurig. »Ihr habt Eure Entscheidung getroffen, und es steht mir nicht an, sie zu kritisieren. Ihr habt uns aus einer schrecklichen Gefahr gerettet, und schon dafür schulden wir Euch mehr, als wir jemals einlösen können. Wir werden mit den Ancen-Leuten auch so fertig.« Sie senkte den Blick. »Oder auch nicht«, fügte sie nach einer winzigen Pause hinzu.

Ihr verdammtes Herr-Gesülze rührte an einem Punkt tief in meinem Inneren, und ich war mir nicht einmal sicher, ob sie nicht genau das mit ihrer übertrieben dargestellten Unterwürfigkeit erreichen wollte. Einen Moment lang wurde der Wunsch, sie an den Schultern zu packen und anzuschreien, daß sie damit aufhören sollte, übermächtig in mir, doch ich kämpfte dagegen an und ballte nur in stummer Verzweiflung die Fäuste.

Natürlich konnte Aneh keine Forderungen an mich richten. Aber sie verstand es, mir mit jedem ihrer Worte die Schwere meiner Entscheidung bewußt zu machen.

Eine Entscheidung über Leben und Tod Tausender Menschen.

Eine Entscheidung, die ich nicht treffen konnte. Es sei denn, ich wäre wirklich der Gott gewesen, den sie in mir sah. Gequält verzog ich das Gesicht.

»Was ist mit Euch, Herr?« fragte Aneh erschrocken, die meine Mimik offensichtlich falsch deutete.

»Es ist nichts«, preßte ich hervor und hätte fast über meine eigenen

Worte gelacht. Sie waren die wohl größte Untertreibung des Jahrhunderts. Was gehen mich diese Menschen an? hämmerte ich mir immer wieder ein. Parallelen zu den Missionsversuchen der Kirche drängten sich mir auf. Wie oft hatten Priester versucht, heidnische Primitivkulturen den Frieden zu bringen, oftmals sogar mit Gewalt, hatten nichts als noch schlimmere Verwüstungen bewirkt.

Doch ich wußte, daß dieser Vergleich gewaltig hinkte. Ich war nicht hierhergekommen, um den Leuten meine Überzeugung einzubleuen, und es handelte sich auch nicht um einen Krieg nur zwischen Menschen. Die Shoggoten, die ich getötet hatte, waren Boten der GROSSEN ALTEN und ihrer Helfer. Wahrscheinlich wußte der Magierkreis des Ancen-Turmes nicht einmal, mit welchen Mächten er sich in seinem Haß gegen Conden eingelassen hatte. Er würde die Rechnung irgendwann präsentiert bekommen und sie bezahlen müssen. Bitter bezahlen. Und mit ihm alle Einwohner dieser bizarren Unterwelt, die dann noch am Leben waren.

»So sprecht doch, Herr, was ist mit euch?« fragte Aneh fast flehend und schaute mich mit ihren großen Kinderaugen an. »Was bedrückt Euch? Hat es mit Eurer Gefährtin zu tun? Ihr braucht nur einen Befehl zu geben, und wir werden den Ancen-Turm mit aller Kraft angreifen.«

»Und damit das endgültige Todesurteil über Sill sprechen, sofern sie überhaupt noch am Leben ist«, antwortete ich bitter. »Ganz abgesehen davon, daß es euer aller Tod wäre.«

Ich gab mir einen inneren Ruck. Vielleicht würde ich meine Worte in den folgenden Tagen noch hundertfach bereuen, aber es schien keinen anderen Ausweg zu geben, so sehr ich mir auch das Gehirn zermarterte. »Also gut. Es scheint, als wären wir aufeinander angewiesen. Ich werde euch helfen, bis wir Sill befreit haben. Sobald dies geschehen ist, werdet ihr mir dafür helfen, wieder in meine Welt zurückzukehren. Alles weitere ist allein eure Sache.«

Aneh antwortete nicht. Es war auch nicht nötig.

* * *

Ich bin tot! dachte Sill el Mot.

Sie mußte tot sein; etwas anderes war unvorstellbar nach dem, was man ihr angetan hatte. In ihr wühlte immer noch der Schmerz, der die Prozedur begleitet hatte. Sie erinnerte sich vage an geistige Fühler aus

abgrundtiefer Finsternis, die mit verzehrender Gier über ihren Geist hergefallen waren, ihre Gedanken in sich aufgesogen und ihre Seele wie einen Handschuh nach außen gestülpt hatten. Ihr Gehirn war wie ein Schwamm ausgepreßt, ihre geheimsten Gedanken und Wünsche offenbart worden.

Dann, irgendwann, war der Schmerz übermächtig geworden und hatte ihr Bewußtsein hinweggefegt.

Aber sie war nicht gestorben. Etwas in ihr hatte die grausame Sondierung überstanden, ohne daß sie zu sagen vermochte, ob der Tod nicht das gütigere Schicksal gewesen wäre. Sie war eine andere geworden; ein Teil der gestaltgewordenen Finsternis war wie ein Schatten in ihr zurückgeblieben und ein Teil von ihr geworden. Etwas, das immer stärker wurde.

Der Gedanke entglitt ihr fast sofort wieder. Mühsam versuchte sie sich zu erinnern, wo sie war, doch ihre verzweifelten Anstrengungen liefen ins Leere. Es war, als hätte jemand eine undurchdringliche Wand in ihrem Geist errichtet, die ihre Erinnerung blockierte.

Dann, von einer Sekunde zur anderen, rissen die Nebel, die sich um ihren Verstand gelegt hatten, ein wenig auf.

»Robert«, hauchte sie.

Sie wußte nicht, warum sie ausgerechnet diesen Namen nannte. Er bedeutete ihr nichts; es gab kein Gesicht dazu in ihrer Erinnerung, kein Bild, kein Gefühl. Es war nur ein Name.

Und doch…

Er war wichtig.

Stöhnend richtete sie sich auf. Der Schmerz war ein wenig abgeklungen, erwachte durch die Bewegung jedoch sofort zu neuem Leben. Dennoch zwang sie sich mit fast übermenschlicher Kraft, die Augen zu öffnen. Im ersten Moment sah sie nur Nebelschlieren vor ihren Augen wallen, aus denen sich langsam das Gesicht eines Mannes schälte. Es war vom Alter gezeichnet, und tiefe Falten hatten sich hineingegraben. Der Blick seiner Augen war klar, von fast jugendlichem Feuer erfüllt. Er lächelte auf die unnachahmliche warme Art, wie nur alte Leute zu lächeln vermögen.

»Bleib liegen, Herrin«, sagte er mit krächzender Stimme. »Ihr müßt euch schonen.«

Herrin!

Dumpf hallte das Wort in ihrem Geist wider. Es besaß einen nicht unangenehmen Klang.

Im nächsten Moment erschrak sie über diesen Gedanken, doch zugleich spürte sie etwas in sich erwachen, das die ihr entgegengebrachte Ehrfurcht genoß. Die letzte Erinnerung, über die sie verfügte, war die an kräftige Hände, die sie als Gefangene von irgend etwas (oder jemandem?) fortschleppten, bevor der verzehrende Schmerz über sie hereingebrochen war.

Und nun nannte man sie Herrin. Grundlegende Veränderungen mußten sich während ihrer Bewußtlosigkeit zugetragen haben. Sie streifte die Hände des Alten ab, die sie sanft auf das Lager zurückdrängen wollten, richtete sich auf und schaute sich um.

Der Raum war groß, aber nicht übermäßig luxuriös eingerichtet. Es gab ein Bett, einen Schrank, einen Tisch und den Stuhl, auf dem der Alte saß. Auf dem Tisch stand eine Wasserschüssel. Daneben lag ein kunstvoll verziertes Schwert, das eine schwache, ungreifbare Assoziation in ihr auslöste.

Sill stand vollends auf und trat auf den Tisch zu. Die ersten Schritte fielen noch sehr ungelenk aus, und einmal wäre sie fast gestürzt, doch von Sekunde zu Sekunde fühlte sie sich kräftiger. Die Schmerzen waren inzwischen fast zur Gänze verschwunden. Sie wusch sich Gesicht und Arme, bevor sie sich wieder dem Alten zuwandte, der inzwischen ebenfalls aufgestanden war.

»Wie heißt du? Wo bin ich hier?«

»Mein Name ist Noas. Ich habe Euren Schlaf bewacht und Euch gesundgepflegt, Herrin.«

»Was hat das alles zu bedeuten? Wie bin ich hergekommen?«

»Ihr werdet alles erfahren, doch nicht aus meinem Munde. Der Magierkreis erwartet Euch bereits. Wenn Ihr Euch kräftig genug fühlt, können wir in den Beschwörungssaal hinuntergehen. Dort wird man Euch alles erklären.«

Sill erkannte, daß sie nicht mehr von dem Alten erfahren würde. Verwirrt griff sie nach dem Schwert und wog es ein paarmal in der Hand. Es handelte sich um eine erstklassig geschmiedete Waffe.

Im gleichen Moment vernahm sie die Stimme des schattenhaften Etwas in sich. Die Stimme klang direkt in ihrem Geist auf. Sie war wie ein glühender Draht, der durch ihre Gedanken schnitt.

»Töte ihn!«

Die alleinige Kraft, mit der die Worte ausgesprochen waren, traf sie wie ein Faustschlag. Sie versuchte das Schwert fallenzulassen, aber sie vermochte ihre Finger nicht zu öffnen, als wären sie mit dem Knauf verwachsen.

»Was ist mit Euch, Herrin?« fragte Noas besorgt.

»TÖTE IHN!« donnerte das schattenhafte Etwas noch einmal. Die Stimme wurde von einem gestaltlosen Schwall abgrundtiefer Bosheit begleitet, gegen die es keinen Widerstand gab.

Und Sill gehorchte.

* * *

Ich war in meine Kammer zurückgekehrt, scheinbar der einzige Raum, in dem ich für ein paar Minuten allein sein konnte – und selbst das nur, nachdem ich Aneh die Tür demonstrativ vor der Nase zugeschlagen hatte. Vielleicht hatte ich sie sogar getroffen, auf jeden Fall wurde ich nicht mehr belästigt.

Es ist eben nicht leicht, ein Gott zu sein.

Nachdem ich es kategorisch abgelehnt hatte, in eines der prunkvolleren Frauenquartiere zu ziehen, hatte man sich alle Mühe gegeben, den Raum auszustaffieren. Viel hatte es nicht genutzt. Die goldenen Leuchter, Tischdecken und bestickten Kissen wirkten eher deplaziert. Sie konnten nicht darüber hinwegtäuschen, daß es die Unterkunft eines Kriegers war, auch wenn Madur – denn um sein Quartier handelte es sich – der oberste Kriegsherr des Conden-Turmes war. Die wenigen Möbelstücke waren schlicht und zweckmäßig. Ein Hauch der Düsternis, die dem Handwerk ihres früheren Bewohners anhaftete, schien sich in den Mauern eingenistet zu haben und ließ sich auch durch das helle Licht nicht völlig vertreiben, das zum Fenster hereinfiel.

Ich ließ mich auf das Bett sinken und starrte mit hinter dem Kopf verschränkten Händen zur Decke hinauf. Zu vieles war in den letzten

Stunden geschehen, über das ich mir erst Klarheit verschaffen mußte. Sill und ich hatten uns mit einem Floß über diesen unbegreiflichen Ozean im Leib der Erde bewegt, als ein Strudel uns gepackt und herabgerissen hatte. Hier, auf dem Grund des Ozeans, waren wir inmitten einer gigantischen Luftblase auf eine unbekannte Zivilisation gestoßen. Menschen, die mitsamt den Sree, ihrer Dienerrasse, in zwei bizarren turmähnlichen Bauwerken wohnten und nichts Besseres zu tun hatten, als sich gegenseitig die Köpfe einzuschlagen.

Ich hatte keineswegs ›hier‹ geschrien, als wir entdeckt und in die Auseinandersetzungen hineingezogen wurden, in deren Verlauf Sill verletzt und von den Bewohnern des Ancen-Turmes entführt wurde. Ich hatte auch nicht begeistert applaudiert, als Mereda, Anehs Vorgängerin im Amt der Versteherin des magischen Kreises, versucht hatte, mir meine magischen Kräfte zu entziehen, um so den Kampfdämon des Ancen-Turmes zu bezwingen. Um meine Begeisterung zu vervollkommnen, war dieser kurz darauf auch noch in Form eines Shoggoten erschienen, und mein Sieg über ihn hatte mir den Titel eines Gottes eingebracht... Es gibt Tage, da hasse ich meinen Autor.

Ich mußte mir Klarheit über Sills Schicksal verschaffen, wenigstens erfahren, ob sie überhaupt noch lebte. Unter anderen Umständen hätte ich kurz über meinen Plan geschmunzelt und ihn dann schulterzuckend als unmöglich abgetan, aber jetzt war es meine einzige Chance, um Klarheit zu gewinnen und mein weiteres Vorgehen planen zu können. Ich schloß die Augen und konzentrierte mich darauf, das Erbe meines Vaters zu erwecken, die magischen Kräfte, die tief in meinem Inneren schlummerten. Noch hatte ich mich nicht völlig von Meredas Mordversuch erholt, und es fiel mir ungleich schwerer als gewöhnlich.

Mit unsichtbaren Fühlern tastete ich meine Umgebung ab, überwand die Enge meiner Kammer und schließlich des ganzen Conden-Turmes und suchte Kontakt zu Sills Bewußtsein. Ich wußte, daß ich es nicht schaffen konnte, sie über diese Entfernung hinweg zu erreichen; nicht im Vollbesitz meiner Kräfte und erst recht nicht in meinem momentanen Zustand. Trotzdem versuchte ich es.

Schweiß perlte auf meiner Stirn, ohne daß ich es überhaupt wahrnahm. All meine Konzentration war auf die Leere jenseits des Turmes gerichtet. Es war der Schritt in eine fremde Welt, deren Kräfte ich mich bedienen, die ich aber niemals verstehen oder gar wirklich beherrschen konnte.

Und dann...

Es passierte so plötzlich, daß ich nicht einmal richtig mitbekam, was geschah. Mein tastender Geist traf auf irgend etwas. Für einen Sekundenbruchteil glaubte ich, einen lautlosen Hilferuf Sills wahrzunehmen, dann spürte ich nur noch...

feuer, eine verzehrende glut, tausendmal heißer als die sonne, ein vorhang aus wabernder hitze, der sich über meine gedanken senkte und meinen schwachen widerstand hinwegfegte. ein pulsierendes schwarzes herz, riesige blinde augen und klebrige spinnenfäden, die sich über die welt breiteten und sie verbrannten, und dunkelheit, allgegenwärtige zum leben erwachte finsternis, schwärze, Schwärze, SCHWÄRZE!

»NEIN!!!«

Mit einem Aufschrei fuhr ich hoch und preßte die Hände gegen die Schläfen. Ich bohrte die Fingernägel in meine Haut, bis ich warmes Blut an meinen Händen spürte.

Der neuerliche Schmerz riß mich in die Wirklichkeit zurück. Ich fühlte mich leer, innerlich ausgebrannt. Erinnerungen an Wahnsinn und Tod überfluteten mein Bewußtsein, doch ich kämpfte dagegen an und drängte die Wahnvorstellung zurück.

Die Tür wurde aufgerissen. Zwei, drei unklare Schemen stürzten auf mich zu. Kräftige Hände drückten mich auf das Bett zurück. Ich hörte Worte, ohne ihren Sinn zu begreifen. Jemand hielt mir eine Schale mit einer ekelhaft stinkenden Flüssigkeit an die Lippen. Ich schluckte, mußte husten und hätte mich fast erbrochen, als etwas von dem Gesöff in meine Luftröhre gelangte, doch die beruhigende Wirkung des Trankes setzte beinahe augenblicklich ein.

»Sill«, flüsterte ich.

Meine Gedanken zerfaserten, und ich spürte die Dunkelheit, die mich einhüllte, wie die Berührung einer großen, sanften Hand.

* * *

»Schafft ihn fort und verscharrt ihn irgendwo«, befahl Zengsu und deutete auf den leblosen Körper Tonglis. Sofort sprangen zwei Sree vor, um seinen Befehl auszuführen. Zufrieden trat Zengsu einen Schritt

zur Seite, um ihnen Platz zu machen, und blickte ihnen nach, bis sie die Höhle verlassen hatten.

Die anderen senkten die Köpfe und vermieden es, ihn anzusehen. Nur der alte Uscham trotzte seinem Blick, auch wenn es ihm sichtlich schwerfiel. Zengsu las keinen Respekt in seinen Augen, nur ungläubige Bestürzung und eine immer stärker aufkeimende Angst.

Neue Freunde hatte er sich bestimmt nicht geschaffen, doch keiner der Sree-Häuptlinge würde es jetzt noch wagen sich einem seiner Befehle zu widersetzen. Zudem würde es zwischen Xandiu und Yaome mit Sicherheit Streit um die Nachfolge Tonglis geben, was seine eigene Position weiter stärkte.

Das Gefühl der Macht berauschte Zengsu für einige Sekunden, doch er wußte, daß er nicht mehr als einen ersten – wenn auch wichtigen – Zwischensieg errungen hatte. Der weitaus schwerste Teil seiner Aufgabe lag noch vor ihm. Die Inguré würden sich durch derart einfache magische Tricks bestimmt nicht so leicht besiegen lassen.

»Geht jetzt«, befahl er. »Ich habe noch Vorbereitungen zutreffen, und auch für euch wird es viel zu tun geben. Wir treffen uns morgen zur gleichen Zeit wieder hier. Dann werde ich euch meine weiteren Befehle mitteilen. Sorgt dafür, daß eure Krieger sich so gut wie möglich ausruhen können. Und…« Zengsu machte eine kurze Pause und deutete auf die Stelle, an der Tongli gelegen hatte, bevor er weitersprach. Ein gefährliches Funkeln trat in seine Augen. »Und denkt daran, wie es jedem Verräter ergeht!«

Die Sree-Häuptlinge verließen die Höhle. Ihre Haltung spiegelte nichts mehr von dem Stolz wider, der sie zuvor erfüllt hatte, weder bei den Conden- noch bei den Ancen-Sree.

Zengsu wartete, bis auch der letzte außer Sicht war, dann durchquerte er die Höhle mit raschen Schritten. Der hintere Teil wurde von den Fackeln kaum noch erleuchtet und lag in dämmerigem Halbdunkel. Doch Zengsu benötigte kein Licht, um die Barriere zu erkennen, die sich von einer Höhlenwand zur anderen spannte. Seine Augen hätten ihm ohnehin nur das Trugbild normalen, grob behauenen Felsens gezeigt, doch er spürte die Magie, die diesen Winkel der Höhle erfüllte. Eine Magie, die seine eigenen stümperhaften Kräfte um ein Vielfaches überstieg.

Es gab ein kurzes Aufblitzen, als die Illusions-Wand in sich zusammenbrach.

Zengsu sank auf die Knie und berührte mit Stirn übermäßig ehrerbietig den Boden.

»Steh auf!« befahl die Frau, die das Gespräch mit den Sree-Häuptlingen hinter der Wand verfolgt hatte. »Ich bin zufrieden mit dir. Du hast zu meiner vollsten Zufriedenheit gehandelt.«

Und zu meiner, dachte Zengsu, unterdrückte den Gedanken aber sofort wieder. Er kannte die Kräfte Meredas nicht, und es war vorstellbar, daß sie seine Gedanken zu lesen vermochte. In ihrem Plan war er nicht mehr als eine Marionette, die sie nach Belieben austauschen konnte, wenn sie merkte, daß er sich mit dieser Rolle absolut nicht zufrieden gab. Sollte sie glauben, daß er ihr aus Demut diente. Sie würde die Wahrheit schon noch erfahren, aber erst, wenn es für sie zu spät war.

»Ihr wißt, daß ich alles für Euch tun würde«, heuchelte er.

»Deshalb habe ich dich als meinen Diener ausgewählt. Du wirst deine Treue und Hilfe nicht zu bereuen brauchen, wenn ich erst Herrscherin über Conden und Ancen bin.«

Zengsu konnte sich vorstellen, worin sein Lohn bestehen würde, aber er ging auf das Spiel ein.

»Ihr wißt, daß ich nicht viel verlange.«

»Genug geschwatzt. Uns bleibt nur noch wenig Zeit. Unser größtes Problem wird der Kampfdämon des Ancen-Turmes sein. Der Magierkreis ist bereits schwach geworden. Es erfordert eine zu große Kraft, den Dämon zu bändigen. Auch von dem condischen Kreis droht uns keinerlei Gefahr. Nicht einmal Aneh wird es in der kurzen Zeit gelingen, ihn zu einer machtvollen Einheit zu verschmelzen. Gefährlich auf dieser Seite ist nur der Teufel mit der weißen Strähne im Haar, den diese Narren für den angekündigten Befreier halten.« Mereda lachte böse auf. »Um ein Haar hätte ich ihn getötet, aber ein zweites Mal werden wir ihn nicht überlisten können.«

»Ich werde ihn für Euch umbringen«, erbot sich Zengsu. »Selbst wenn er der mächtigste Magier überhaupt wäre, ist er nicht gegen einen Pfeil aus dem Hinterhalt gefeit. Ich kenne Wege in den Turm, die...«

»Nein«, unterbrach Mereda. Du wirst nichts derartiges tun. Ich habe andere Pläne. Dennoch wirst du dich um ihn kümmern, aber anders, als du denkst. Du wirst ihn beobachten und dafür sorgen, daß ihm kein Haar gekrümmt wird, und wenn es dein eigenes Leben kosten

sollte.«

»Aber Herrin, ich verstehe nicht...«

»Weil du ein Narr bist. Ich brauche diesen Mann lebend. Der Ancen-Dämon ist zu stark, selbst für mich. Soll dieser ›Befreier‹ doch zeigen, wie mächtig er ist. Möglicherweise lösen sich damit beide Probleme auf einen Schlag. Begreifst du jetzt?«

»Ich glaube schon«, antwortete Zengsu. In Gedanken hakte er auch das dritte zu lösende Problem bereits von seiner eigenen Liste ab. Wenn er es geschickt anstellte...

Das hintergründige Lächeln auf Meredas Gesicht entging ihm genauso wie die durch einen weiteren Zauber geschützte Gestalt, die sich hinter der ehemaligen Kreisversteherin verborgen hielt.

Erst als er die Höhle verlassen hatte, trat der Mann aus den Schatten heraus, die ihn umgaben.

»Er ist gefährlich, Herrin«, sagte Madur leise.

»Ich weiß«, entgegnete die Hexe. »Aber er wird keine Gelegenheit finden, seine Pläne zu verwirklichen. Noch brauche ich einen Idioten wie ihn. Noch.«

* * *

Diesmal war mein Erwachen kein sanftes Hinübergleiten aus der Welt der Träume. Ganz im Gegenteil, ich war schlagartig wach, fast schon zu schnell, als daß man es noch als normal hätte bezeichnen können. Meine Gedanken fochten einen wilden Kampf gegen die Alptraumvisionen, aus denen ich aufgeschreckt war, und es gelang mir, sie rasch zurückzudrängen. Beruhigende Impulse strömten auf mich ein und halfen mir dabei – die gleichen Impulse, die mich zuvor noch ungleich aggressiver aus dem Schlaf gerissen hatten. Instinktiv schirmte ich mein Gehirn gegen die fremde Beeinflussung ab und sprang auf.

Aneh und zwei Männer, die sich in ihrer Begleitung befanden, wichen überrascht zurück. Nein, es war keine Überraschung, wie ich mich gleich darauf selbst korrigieren mußte.

Es war Erschrecken; ein Schrecken, der sich mit Sicherheit nicht allein

durch mein Aufspringen erklären ließ.

»Was hat das zu bedeuten?« wandte ich mich scharf an Aneh.

Die Kreisversteherin wich meinem Blick aus. »Verzeiht, Herr, aber ich sah keine andere Möglichkeit, als Euch auf diese Art zu wecken«, stieß sie hervor. »Ihr habt geschrien und getobt, daß ich um Euer Leben fürchtete.«

»Was meinst du mit dieser Art?« hakte ich nach. Das Zimmer bot einen Anblick, als hätte ein schlechtgelaunter Dämon es aufzuräumen versucht. Tisch und Stühle, selbst der massive Schrank waren zertrümmert. »Was haben die Verwüstungen zu bedeuten?«

»Ich... mußte die Kräfte des Kreises einsetzen«, erklärte Aneh stockend. »Ihr habt geträumt und dabei unbewußt Eurer Magie freien Lauf gelassen.« Sie deutete auf die zertrümmerten Möbelstücke. »Auf normale Art konnten wir Euch nicht wecken, da... da habe ich...«

Sie brach ab, doch ich ahnte auch so, was sie sagen wollte. Im Schlaf gehorchte das Gehirn anderen Gesetzen, und jede Art von Beeinflussung war ein Spiel mit dem Feuer. Ich hätte sterben, oder schlimmer noch, auf ewig in meinen Alpträumen gefangen bleiben können. Beim Anblick der Verwüstungen im Zimmer konnte ich jedoch verstehen, warum Aneh das Risiko eingegangen war, und rang mir ein sehr, sehr gekünsteltes Lächeln ab.

»Schon gut«, sagte ich lahm. »Mir ist nichts passiert.« Es war nicht einmal eine Lüge. Rein körperlich fühlte ich mich ausgezeichnet. Mein Unbehagen hatte eine andere Ursache.

Immer noch glaubte ich, die Berührung von etwas unsagbar Finsterem in meinem Geist zu spüren, meinte den Pulsschlag eines Herzens aus gestaltgewordener Boshaftigkeit zu vernehmen und in ein Auge zu starren, das niemals sehen würde, dessen alleiniger Anblick aber bereits Wahnsinn und Tod verbreitete.

Aneh schaute mich unverwandt an. Mir war bewußt, daß sie auf eine Erklärung für mein unverständliches Verhalten hoffte, doch ich hatte keinerlei Lust, ihr von dem zu erzählen, was ich während des mißglückten Versuches, mit Sill Kontakt aufzunehmen, erlebt hatte. Ganz abgesehen davon, daß ich selbst noch nicht richtig begriff, was eigentlich geschehen war.

Was war mit Sill? Welche Verbindung gab es zwischen ihr und dem pulsierenden schwarzen Herzen mit dem blinden, erstarrten Auge?

»Bring mich zu Madur«, wandte ich mich an Aneh.

Eine Spur der Unmut glitt über ihr Gesicht, als sie erkannte, daß sie keine Erklärung für den Vorfall bekommen würde. Dann nickte sie; eine Spur zu hastig, wie ich fand, fast schuldbewußt.

»Natürlich, Herr, sofort.« Sie gab ihren Begleitern einige Befehle in einer mir unbekannten Sprache.

Ich hielt sie zurück, als sie sich zum Gehen wandte. »Ich nehme an, du hast ihnen befohlen, ein anderes Quartier für mich herzurichten. Es ist nicht nötig. Ich werde Conden verlassen. Keine Angst, ich lasse euch nicht im Stich«, fügte ich rasch hinzu, als ich den Schrecken auf ihrem Gesicht sah. »Aber ich habe einen Plan, und dafür werde ich den Turm verlassen müssen. Jetzt bring mich zu Madur.«

Wir fanden den Heerführer im Innenhof der Festung. Er war in ein Gespräch mit einigen Sree vertieft. Als er uns kommen sah, scheuchte er die echsenhaften Geschöpfe mit einer übertrieben heftigen Geste fort und eilte uns entgegen.

»Du erinnerst dich an die Grotte, in der wir uns erstmals getroffen haben«, richtete ich das Wort an ihn, bevor auch er auf die Idee kommen konnte, vor mir auf die Knie zu fallen, wie es die Etikette dieses verrückten Volkes vorzuschreiben schien.

Madur nickte. »Natürlich, Herr. Ihr meint das Ancen-Heiligtum.« Die Erinnerung war ihm sichtlich unangenehm; immerhin hatte er dort vor drei Tagen versucht, mich im Sumpf zu ertränken.

»Wie lange würden wir brauchen, um sie mit einigen ausgewählten Männern zu erreichen?«

Anehs Kopf ruckte herum. »Herr, Ihr könnt nicht... Die Grotte liegt kaum eine Meile vom Ancen-Turm entfernt. Es wäre Selbstmord, dorthin zu gehen.«

»Wie lange?« fragte ich noch einmal, diesmal in wesentlich schärferem Tonfall. Ich schämte mich selbst dafür, die mir unberechtigt verliehene Macht so auszuspielen, doch es schien der einzige Weg zu sein, langatmige Diskussionen zu umgehen. Zeit war das einzige, was ich nicht hatte.

Jetzt nicht mehr.

Madur leckte sich nervös mit der Zungenspitze über die Lippen.

»Theoretisch kaum einen Tagesmarsch«, antwortete er nach kurzem Überlegen. »Aber Aneh hat recht. Es wäre der reinste Selbstmord.«

»Wir sind schon einmal dort gewesen«, erinnerte ich.

»Das war eine völlig andere Situation. Wir haben einen Großangriff durchgeführt und die Ancen-Feiglinge überrascht. Selbst wenn wir die Grotte lebend erreichen sollten, würden wir weit mehr als einen Tag brauchen. Wir müßten uns durch die feindlichen Linien schleichen. Auch wenn wir die Ancen-Sree überlisten könnten, würde der Magierkreis uns entdecken.«

»Das dürft Ihr nicht tun«, beschwor mich Aneh. »Verzeiht mir die Frage, aber was wollt Ihr in der Grotte?«

»Ich habe etwas dort entdeckt, das ich dringend brauche«, entgegnete ich ausweichend. Vor meinem inneren Auge erschien das Bild eines Assyr-Kristalls, wie die junge Magierin ihn vor ihrer Brust trug, nur doppelt so groß und mit ungleich gewaltigeren Kräften.

Erneut weiteten sich Anehs Augen in ungläubigem Schrecken. »Ihr meint den Macht-Kristall«, keuchte sie. »Niemand kann ihn beherrschen, nicht einmal Ihr. Ihr würde Euch verbrennen, wenn Ihr seine Kräfte erweckt. Seit undenklichen Zeiten ruht er unangetastet in der Grotte, niemand…«

»Ich kann es, und ich habe es schon einmal getan«, unterbrach ich sie barsch, wohlweislich verschweigend, daß mich bei diesem Versuch möglicherweise nur eine augenblickliche Ohnmacht vor Schaden bewahrt hatte.

Anehs Worte trafen mich schwerer, als ich mir anmerken ließ. Ich hatte die Macht des Kristalls gespürt, und es mochte durchaus sein, daß jeder Versuch, ihn für meine Zwecke zu nutzen, mit meinem Tod – oder Schlimmerem – enden mochte.

Dem gegenüber stand die Chance, durch die Kräfte des Steins wirklich zu dem gottähnlichen Wesen zu werden, das die Menschen hier in mir sahen. Etwas ging im Ancen-Turm vor, dem ich nicht gewachsen war, wie die letzten Stunden deutlich gezeigt hatten. Wenn ich Sill retten wollte, mußte ich den Kristall an mich bringen.

»Laßt mich allein mit einigen Begleitern aufbrechen«, schlug Madur vor. »Ihr würdet nicht in Gefahr geraten, und es wäre sogar einfacher. Wir kennen das Gelände.«

Ich schüttelte den Kopf. Wahrscheinlich hatte Madur recht, und ich war eher eine Belastung als eine Hilfe, doch ich würde nur weitere Zeit verlieren.

»Es hat keinen Sinn, weil wir die Strecke dann doppelt zurücklegen müßten«, antwortete ich langsam. »Denn sobald ich den Kristall habe, werde ich nach Ancen gehen.«

* * *

Mit fassungslosem Entsetzen starrte Sill auf den Leichnam zu ihren Füßen. Das Schwert schien mit einem Male glühend heiß zu werden. Angeekelt schleuderte sie es von sich.

Noch im Tode zeigte Noas' Gesicht den Ausdruck grenzenloser Überraschung. Er hatte nicht einmal versucht, sich zu wehren. Der Tod war so schnell gekommen, daß er keine Zeit gefunden hatte, auch nur einen Schrei auszustoßen. Wahrscheinlich hatte er bis zuletzt nicht einmal richtig begriffen, was überhaupt geschah.

»Gut gemacht«, dröhnte die fremde Stimme wieder in Sills Geist, gefolgt von einem gellenden Gelächter. Sie preßte die Hände gegen die Ohren, ohne dadurch das Lachen abmildern zu können.

»Warum?« schrie sie. »Warum mußte er sterben? Er war nichts als ein alter Mann, der mir helfen wollte, er...« Die Stimme versagte ihr den Dienst und ging in ein ersticktes Schluchzen über.

»Es war nötig, um zu prüfen, wie treu du mir ergeben bist.« Immer noch schwang Gelächter in der lautlosen Stimme des Unbekannten mit. Gleichzeitig erhob sich das Schwert wie von unsichtbaren Händen getragen und kehrte zu ihr zurück. Gegen ihren Willen streckte Sill die Hand aus, ergriff es und steckte es in den Gürtel ihres Gewandes.

»Jetzt weiß ich, daß du jedem meiner Befehle gehorchen wirst«, fuhr die Stimme fort. »Und nun geh in den Beschwörungssaal hinunter. Es wird Zeit, daß du die Herrschaft über den Ancen-Turm antrittst.«

Wie betäubt wandte sich Sill der Tür zu und öffnete sie. Zwei Männer erwarteten sie. Bei ihrem Anblick verneigten sie sich. Sie mußten den leblosen Körper im Zimmer sehen, ließen sich jedoch nichts anmerken.

»Führt mich in den Beschwörungssaal!« befahl Sill. Ihre Stimmbänder

formten die Worte wie von selbst. Der Unbekannte hatte erneut die Kontrolle über ihren Körper übernommen und ihr eigenes Bewußtsein völlig zurückgedrängt. Sie war nicht mehr als eine Sklavin, die zwar ihren freien Willen behalten hatte, aber die eigene Hilflosigkeit dadurch nur um so stärker zu spüren bekam.

Immer noch war sie geschockt von ihrer furchtbaren Tat. Ihre Gedanken liefen wirr durcheinander. Sie wußte nicht, wo sie sich befand und was überhaupt geschehen war, konnte nicht einmal Vermutungen darüber anstellen, wer der Fremde war, der sich in ihrem Geist eingenistet hatte. Solange sie ihre Situation nicht besser einschätzen konnte, war jede Gegenwehr sinnlos.

Ohne eigenes Zutun folgte sie den beiden Männern, die sie über Korridore und Treppen führten. Schließlich verharrten sie vor einer Tür und öffneten sie. Noch einmal verbeugten sie sich, bevor sie sich zurückzogen.

Mit hoch erhobenem Kopf betrat Sill den Saal. Ein Dutzend Menschen aller Altersgruppen erwarteten sie. Sie kauerten in kreisförmiger Formation auf dem Boden. Die leisen Gespräche verstummten, alle Blicke wandten sich ihr zu. Blicke aus Augen, die...

Sill vergaß den Gedanken so schnell, wie er gekommen war. Verwirrt wollte sie den Kopf abwenden, aber das ließ der Unbekannte nicht zu. Im Gegenteil, sie war gezwungen, ihren Blick über die Anwesenden schweifen zu lassen. Es war, als ob zwischen ihr (ihr???) und jedem einzelnen der anderen ein Funke übersprang, eine Art Kommunikation, die über die Sprache hinausging, ein Verstehen auf einer Ebene, die dem bewußten Teil ihres Denkens verschlossen war. Ein Raunen und Wispern war um sie herum, zu leise, um verständliche Worte zu ergeben, aber gerade noch laut genug, um von ihr wahrgenommen zu werden.

Die Luft schien vor mühsam gebändigter Energie zu knistern. Unsichtbare Kraftlinien durchzogen den Raum. Zwischen den kauernden Menschen aber war noch etwas anderes; vage Schatten und ungewisse, huschende Bewegungen, die sich jedem bewußten Zugriff entzogen und nur aus den Augenwinkeln heraus wahrnehmbar waren, sofern sie nicht überhaupt nur dem Reich der Einbildung entstammten.

Eine Frau im mittleren Alter erhob sich und kam auf Sill zu. Sie deutete eine nicht übermäßig achtungsvolle Verbeugung an.

»Seid willkommen, Herrin«, grüßte sie.

Sill war sich sicher, eine Spur deutlichen Spotts aus ihrer Stimme herauszuhören, und ebenso sicher war sie, daß es allein ihr galt, nicht dem Etwas, das die Macht über ihren Körper übernommen hatte. Gerade so, als wüßte die Frau, daß sie nicht mehr als eine Gefangene war und ihre Qual dadurch noch vertiefen wollte.

Widerstandslos ließ sich Sill von ihr zu den anderen führen und reihte sich in den magischen Kreis ein. Das Raunen und Wispern verstärkte sich, wurde eins mit den dumpfen, gemurmelten Lauten der Magier und ergab eine bizarre, verzerrte Art von Gesang.

Erst jetzt fielen Sill die bläulichen Kristalle auf, die jedes der Kreismitglieder an einer dünnen Kette um den Hals trug. Die Kristalle begannen sanft von innen heraus zu glühen, flackerten und wurden wieder dunkler, bevor sie erneut aufglühten; im gleichen Rhythmus, wie sie sich ausdehnten und zusammenzogen – sie pulsierten wie gläserne Herzen.

Der Gesang wurde lauter, und in immer schnelleren Intervallen pulsierten die Kristalle, so als würde ihnen ein unheimliches Eigenleben innewohnen.

Was hat das zu bedeuten? schrie Sill in Gedanken, da sie ihre Lippen auch jetzt noch nicht zu bewegen vermochte. Sie erhielt keine Antwort, aber dafür spürte sie immer deutlicher die fremden Energien, die sie erfüllten, sich wie unter einem Brennglas in ihr sammelten und darauf warteten, mit vernichtender Kraft loszubrechen.

Sie stemmte sich gegen den Einfluß, versuchte die Energien abzublocken und umzulenken, bevor sie sie ausbrennen konnten, aber ihr Widerstand wurde von etwas ungleich Stärkerem mühelos zur Seite gefegt.

Ein glühender Dolch schien sich mit jeder Sekunde tiefer in ihren Leib zu bohren. Sie stöhnte und wand sich voller Qual, bemerkte nicht einmal, daß ihr Körper plötzlich wieder allein ihrem eigenen Willen gehorchte.

Die Luft vor ihr begann Funken zu schlagen. Bläuliche Flammenzungen leckten über Sills Arme und Gesicht und breiteten sich schließlich über ihren ganzen Körper aus. Sill spürte die Hitze der Flammen, die über ihre Haut huschten. Sie glaubte zu verbrennen und wußte, daß sie den Schmerz nicht mehr länger ertragen konnte. Sie wollte schreien, doch nur ein Keuchen kam über ihre Lippen.

Dann plötzlich sah sie eine Gestalt vor sich. Der Anblick währte nur einen Herzschlag lang, aber Sill wußte, daß es etwas gab, das sie mit dem unbekannten Mann mit der seltsamen weißen Haarsträhne verband, auch wenn sie sich nicht erinnern konnte, ihn schon einmal gesehen zu haben. Dünne Pflanzenarme, wie peitschende Tentakel, schoben sich über das Bild.

Im nächsten Moment zerbarst die Welt um sie herum in einer gewaltigen Explosion schlagartig freiwerdender magischer Energien, die sich auf den unbekannten Mann konzentrierten.

* * *

Der Marsch war nicht weniger beschwerlich als beim ersten Mal. Madur hielt es für zu gefährlich, auf den Wegen zu gehen, deshalb brachen wir mitten durch das Unterholz. Der Dschungel war stellenweise so dicht, daß wir für jeden Schritt mehrere Minuten brauchten, bis die Sree mit ihren Schwertern Gebüsch und Schlingpflanzen zerteilt hatten. Der Boden war morastig und schien bei jedem Schritt mit gierigen Händen nach meinen Schuhen zu greifen, so daß ich die Füße oftmals nur gewaltsam freibekam. Obwohl wir kaum eine Stunde unterwegs waren, hatten meine Muskeln sich bereits verkrampft und reagierten mit wildem Schmerz auf jede Bewegung.

Und doch gab es einen grundlegenden Unterschied zu meinem ersten Marsch durch den Dschungel. Diesmal wurde ich nicht als Gefangener mitgeschleift, sondern merkte, wie man auf mich Rücksicht nahm. Madur hatte sogar angeboten, mir eine Trage bauen zu lassen, damit die Sree mich tragen konnten.

Mittlerweile bedauerte ich es fast schon, das Angebot so entschieden abgelehnt zu haben, doch eher hätte ich mir die Zunge abgebissen, als darum zu bitten, nun doch getragen zu werden. Mir war alles verhaßt, was mit Sklaverei zu tun hatte, und um nichts anderes handelte es sich hier. Trotz ihres Aussehens waren die Sree keineswegs Tiere, sondern intelligente Wesen, auch wenn Madur in diesem Punkt grundlegend anderer Ansicht zu sein schien. Mich würde nicht wundern, wenn er und die anderen Inguré diesbezüglich noch einmal eine böse Überraschung erleben würden.

Nachdem Aneh eingesehen hatte, daß sie mich von meinem Vorhaben nicht abbringen konnte, hatte sie mir einen Vorschlag unterbreitet. Zwischen den beiden Türmen gab es einen See, der durch einen

unterirdischen Stollen mit dem uns umgebenden Meer verbunden war. Sie hatte eine grobe Zeichnung angefertigt, die mir zeigte, daß die unterirdische Luftblase sich keineswegs rund, sondern in Form eines Halbmondes erstreckte. Während wir auf dem Landweg der Krümmung folgen mußten, konnte ich meinen Weg auf diese Art um ein beträchtliches Stück abkürzen. Aneh würde mit Hilfe des Magierkreises eine schützende Luftblase für mich erschaffen. Um Zeit zu sparen, war ich nach kurzem Überlegen auf den Vorschlag eingegangen.

»Wie weit ist es noch zum See?« wandte ich mich an Madur.

Er musterte mich mit verdecktem Spott, der gerade noch an der Grenze zur Unverschämtheit lag. Überhaupt hatte sich sein Verhalten geändert, seit wir den Turm verlassen hatten. Er behandelte mich immer noch ehrerbietig, aber es war eine Form von Ehrerbietung, bei der es ihm gelang, mir mit jedem Wort und jeder Geste deutlich zu machen, wie überlegen er mir hier war.

»Etwas weniger als zwei Meilen. Wenn wir nicht zwischendurch noch ein paar Ancen-Honks zur Hölle schicken müssen, können wir es also in drei bis vier Stunden schaffen. Wünscht Ihr eine Rast? Wir können auch immer noch umkehren.«

Ich schüttelte den Kopf, obwohl ich mich am liebsten an Ort und Stelle hingesetzt hätte. Madur wartete nur auf ein solches Zeichen von Schwäche, doch da konnte er lange warten. Ich dachte auch gar nicht daran, umzukehren. Er hatte von Anfang an keinen Hehl daraus gemacht, daß er gegen das ganze Unternehmen war. Mittlerweile gingen mir seine ständigen Versuche, mich zur Umkehr zu bewegen, mächtig auf die Nerven.

Einen Augenblick war mir, als hätte ich hinter mir im Dickicht des Dschungels eine schwache Bewegung wahrgenommen. Als ich genauer hinsah, glaubte ich für einen Augenblick, einen dunklen Schatten zu entdecken. Vielleicht war es nur ein Tier. Vielleicht aber auch ein Sree.

Ich machte Madur darauf aufmerksam. Er beobachtete das Dickicht einige Sekunden lang, trat sogar ein paar Schritte darauf zu, dann schüttelte er den Kopf.

»Dort ist niemand. Ihr müßt Euch getäuscht haben. Einen Ancen-Spion hätten wir schon längst entdeckt.«

»Hoffentlich«, murmelte ich, doch Madur beachtete mich schon nicht

mehr. Wut darüber, wie leichtfertig er die Gefahr überging, schoß in mir hoch, doch ich beherrschte mich. Mit einem zweifelnden Blick in die Richtung, in der ich die Bewegung gesehen zu haben glaubte, wandte ich mich ab und stapfte weiter. Madur war mit den Gefahren des Dschungels vertraut, und ich mußte mich wohl oder übel auf ihn verlassen. Ich war übermäßig nervös, und es konnte gut sein, daß ein Baumstamm oder ein vom Wind bewegter Ast mich genarrt hatten.

Eine weitere Stunde hielt ich den mörderischen Marsch durch, nachdem ich den Trick einmal herausgefunden hatte.

Statt wie ein nervöses Hemd durch die Gegend zu hüpfen, zwang ich mich zur Ruhe und wartete jeweils ab, bis die Sree sich ein Stück vorgearbeitet hatten. Erst dann holte ich mit einigen weiten Schritten auf.

Wir rasteten auf einer kleinen Lichtung, als wir etwa die Hälfte des Weges zum See zurückgelegt hatten. Erschöpft ließ ich mich zu Boden sinken – und fuhr mit einem leisen Schmerzensschrei wieder hoch. Das knöchelhohe Gras hatte eine Dornenranke verborgen. Wütend schob ich sie mit dem Fuß zur Seite und ignorierte Madurs schadenfrohes Grinsen. Ich massierte meine schmerzenden Beine und lehnte mich mit geschlossenen Augen zurück.

Doch ich fand keine Ruhe. Ein seltsames Gefühl der Bedrohung erfüllte mich. Etwas stimmte nicht mit diesem Ort, ohne daß ich eine Ursache für das vage Gefühl erkennen konnte. Auf den ersten Blick schien sich nichts verändert zu haben. Es dauerte mehrere Minuten, bis mir bewußt wurde, daß das Gefühl der Bedrohung nicht auf meine überreizten Nerven zurückzuführen war.

Nach dem ununterbrochenen Bersten von Zweigen war jetzt Stille eingekehrt.

Totenstille.

Um uns herum lastete der Dschungel wie eine düstere Wand aus Schatten, die jedes Geräusch wie ein gewaltiger Schwamm aus gestaltgewordener Nacht verschluckte. Die Stille war nicht natürlich, sie wirkte auf eine furchterregende Art fremdartig. Zuvor hatte ich nicht bewußt darauf geachtet, aber ich war mir sicher, daß Vogelgezwitscher und auch das Brüllen ferner Raubtiere unseren bisherigen Weg begleitet hatten. Obwohl ich mir keineswegs eine Begegnung mit den Tieren wünschte, irritierte mich doch ihr plötzliches Verstummen. Es war, als hätte die Natur den Atem

angehalten – oder als hätte ihr stärker ausgeprägter Instinkt die Tiere von diesem Ort vertrieben.

Eine Falle! durchzuckte es mich. Diese ganze Lichtung war eine einzige Falle, auch wenn ich die Bedrohung immer noch nur unterschwellig spüren konnte. Wieder glaubte ich am Waldrand eine huschende Bewegung zu entdecken, die aufhörte, als ich genauer hinsah.

Auch Madur und den Sree war die unnatürliche Stille aufgefallen. Einige waren aufgesprungen und blickten sich unsicher um, die Schwerter kampfbereit erhoben.

Madur erwiderte meinen Blick und zuckte fast unmerklich mit den Schultern. Ich packte den Stockdegen fester und ging zu ihm hinüber. Seine arrogante Selbstsicherheit war wie weggeblasen.

»Die Tiere«, flüsterte er. »Es ist ein böses Omen, wenn sie verstummen. Wir sollten so schnell wie möglich...«

Ich erfuhr nicht mehr, was er sagen wollte. Alles, was ich noch sah, war ein fingerdickes Etwas, das sich um seine Kehle schlang, bevor ich ebenfalls von einer ungeheuren Kraft von den Füßen gerissen wurde.

* * *

Die Stunden verstrichen wie ein nicht enden wollender Alptraum. Inbrünstig klammerte sich Sill an den Gedanken, daß sie irgendwann aufwachen und feststellen würde, daß alles gar nicht wirklich passiert war. Auch wenn sie wußte, daß nichts dergleichen geschehen würde, gab sie die Hoffnung nicht auf, um sich nicht ihrer letzten Zuflucht vor der Verzweiflung zu berauben.

Immer seltener vernahm sie die fremde Stimme, und das schattige Etwas schien sich fast völlig aus ihr zurückgezogen zu haben. Es hatte seine Aufgabe erfüllt.

Mit Schrecken stellte Sill fest, daß sie selbst sich immer schneller veränderte. Nur noch ein geringer Teil ihres Ichs war von dieser Veränderung unberührt geblieben. Die Verlockung der Macht war zu groß. Immer stärker wurde der Einfluß des finsteren Teils ihrer Seele, der mit ihrer gegenwärtigen Situation völlig zufrieden war und sich an der Verehrung ergötzte, die man ihr entgegenbrachte. Sie hatte sich dem Volk von Ancen gezeigt und war frenetisch gefeiert worden. In

dem seit Jahrtausenden währenden Krieg gegen den Conden-Turm sahen die Menschen in ihr die große Hoffnung auf Frieden.

Sill legte den Kopf zu einem lautlosen grimmigen Lachen in den Nacken und starrte zu der Kuppel aus magischer Energie hinauf, die dieses Reich vor den Wassermassen schützte. Oh ja, sie würde Frieden schaffen, aber auf eine andere Art, als diese Narren glaubten.

Friedhofsfrieden.

Ein Schauer lief über ihre Haut, wurde aber sofort durch die Berührung einer unsichtbaren, gewaltigen Hand fortgewischt. Die Macht, die hinter ihr stand, forderte ihren Preis, und auch in ihr selbst erwachte immer stärker der Drang, ihre neuen Kräfte endlich einzusetzen, um dieses Land mit Tod und Vernichtung zu überziehen.

»Bald«, raunten die Schatten um sie herum. »Bald ist es soweit.«

Aber noch mußte sie sich gedulden. Während sie aus der Beschwörung gestärkt hervorgegangen war, hatten die anderen Kreismitglieder sich bis zur Erschöpfung verausgabt. Doch die Beschwörung hatte sich gelohnt. Noch einmal sah sie das Bild des Mannes mit der weißen Haarsträhne vor ihrem inneren Augen, und genoß das Entsetzen in seinem Blick als –

(Robert, mein Gott, ich...!)

– die Falle sich mit tödlicher Präzision um ihn und seine Begleiter schloß. Sie hatte das Ergebnis des Angriffes nicht mehr beobachten können, aber es gab für sie keinen Zweifel, daß der Fremde, der von den Conden-Leuten als Befreier bejubelt wurde, tot war. Damit war das letzte Hindernis, das ihrer Herrschaft über den Conden-Turm entgegenstand, aus dem Weg geräumt.

»Närrin!« vernahm sie die Stimme dessen aus der Tiefe wieder in sich. »Glaubst du, dieses Land würde mich auch nur im geringsten interessieren? Glaubst du ernsthaft, ich hätte mehr als zweihundert Millionen Jahre gewartet, um mich damit zufriedenzugeben?«

* * *

Ein scharfer Schmerz durchzuckte mein rechtes Bein. Ich fiel, versuchte instinktiv, meinen Sturz mit vorgestreckten Armen abzufangen und prallte hart auf den Boden, als mir die Hände noch in

der Bewegung weggerissen wurden. Für einen Moment blieb ich benommen liegen.

Etwas tastete beinahe sanft über meine Beine und kroch daran höher. Blindlings packte ich zu. Ich bekam etwas Weiches, Nachgiebiges zu packen, das sich als unerwartet zäh entpuppte, als ich es wegreißen wollte.

Jetzt erst erkannte ich, daß es eine Dornenranke war, die sich wie eine Schlange in meiner Hand wand. Weitere Ranken krochen auf mich zu. Mit aller Kraft hieb ich zu. Die Klinge des Stockdegens zerschnitt die Stränge. Die abgetrennten Enden fielen zuckend zu Boden und lösten sich binnen Sekundenbruchteilen in Asche auf.

Schreie drangen an meine Ohren. Noch einmal schlug ich mit dem Degen nach eine Ranke, die sich um meinen Arm wickeln wollte, dann sprang ich auf.

Die Lichtung bot ein Bild des Schreckens. Es sah aus, als wäre der Boden selbst zu unheiligem Leben erwacht. Das Gras lag unter einer Decke sich windender dunkler Ranken und Wurzelstränge begraben.

Es sah aus, als wäre die ganze Lichtung von einem riesigen lebenden Teppich pulsierender, ineinander verschlungener Schlangenleiber bedeckt. Ich hatte noch Glück im Unglück gehabt, daß ich mich so weit am Rande der Lichtung aufhielt, wohin sich bislang nur wenige Ranken vorgeschoben hatten.

Die Sree hatte es wesentlich schlimmer erwischt. Die meisten von ihnen waren trotz ihrer Vorsicht von dem Angriff überrascht und zu Boden geworfen worden. Sie hieben mit den Schwertern um sich, ohne einen großen Erfolg zu erzielen. Die Ranken erwiesen sich als ungeheuer zäh und widerstandsfähig. Einige der echsenhaften Geschöpfe lagen bereits unter fast mannshohen Hügeln der dunklen, zuckenden Masse begraben.

Für die Dauer von ein, zwei Herzschlägen war ich von dem Anblick wie gelähmt, und um ein Haar wären es meine letzten Herzschläge gewesen. Die langsam und geradezu schwerfällig anmutenden Bewegungen des gesamten Pflanzenteppichs hätten mich fast vergessen lassen, wie schnell die einzelnen Ranken sich zu bewegen vermochten.

Ein Dornenstrang zuckte blitzartig hoch und peitschte nach meinem Gesicht. Im letzten Moment riß ich den Kopf zur Seite. Die Dornen verfehlten meine Stirn um kaum eine Haaresbreite. Noch bevor die

Ranke wieder zu Boden zurückklatschte, schlug ich mit dem Stockdegen zu.

Ein Schrei drang an mein Ohr. Madur hatte ihn ausgestoßen. Mit einem Sprung war ich bei ihm und ließ den Degen auf das Gewirr der Ranken niedersausen. Ein Wurzelstrang hatte sich um seine Kehle geschlungen und würgte ihn. Sein Gesicht war bereits rot angelaufen. Verzweifelt schnappte er nach Luft.

Die dämonischen Pflanzen verdorrten, wo meine Klinge sie berührte. Mit einem wilden Schlag zertrennte ich den letzten Strang.

Madur fuhr sich mit der Hand über die Kehle. Die Ranke hatte einen dunkelroten Striemen hinterlassen. Blut rann aus kleinen Wunden, die die Dornen in seine Haut gerissen hatten, nicht nur am Hals, sondern am ganzen Körper. Stöhnend kam er auf die Beine.

»Wir müssen... weg«, gurgelte er.

Ich warf einen Blick zum Waldrand hinüber. Er lag nur wenige Dutzend Schritte weit entfernt, aber ebensogut hätten es zehn Meilen sein können. Die unheimliche Pflanzenarmee hatte einen regelrechten Wall um die Lichtung gebildet und eine fast mannshohe lebende Mauer aus wabernder Dunkelheit und unsteter, kriechender Bewegung. Die Falle hatte sich um uns geschlossen; eine Flucht war unmöglich.

Ein Schatten wuchs hinter mir in die Höhe. Instinktiv riß ich den Stockdegen hoch. Im letzten Moment konnte ich den Schlag abfangen, als ich Uscham erkannte. Es fiel mir auch jetzt noch schwer, die Sree auseinanderzuhalten; Uscham war der einzige, der sich mir aufgrund seines fehlenden Auges und seines selbst für mich erkennbaren Alters eingeprägt hatte. Vielleicht lag es auch einfach daran, daß er mich ein wenig an Rowlf erinnerte.

Auch er blutete aus zahlreichen kleinen Wunden. Keine einzige war mehr als ein harmloser Kratzer, aber in ihrer Gesamtheit mußten sie ungeheuer schmerzhaft sein. Mit ungestümer Kraft hackte der Sree nach mehreren Ranken, die sich um seinen Knöchel gewunden hatten. Ich konnte nicht einmal erahnen, wie es ihm gelungen war, zu mir vorzudringen. Er mußte wie ein Berserker unter den Pflanzen gewütet haben.

Jetzt war er am Ende seiner Kraft angelangt. Seine Augen waren glasig und sein Blick schien durch mich hindurchzugehen. Worte einer mir unbekannten Sprache quollen über seine Lippen, und immer wieder

deutete er entsetzt auf die Mitte der Lichtung, ohne daß es dort etwas Besonderes zu sehen gab. Mir war klar, daß er mir etwas Wichtiges mitteilen wollte, aber ich verstand nicht, was er meinte.

Ich konnte mich nicht länger auf ihn konzentrieren. Madurs Warnschrei kam fast zu spät.

Ich fuhr herum und schlug noch in der Deckung zu. Zehn, zwölf Ranken züngelten wie ein lebender Wald aus Tentakelarmen auf mich zu. Die Klinge durchtrennte einige. In unmöglich anmutenden Windungen wichen die anderen dem Stockdegen aus, als handele es sich um intelligente Wesen.

Sofort peitschten sie wieder auf mich herab. Die alleinige Wucht des Angriffs brachte mich ins Taumeln. Ein Dorn bohrte sich in meine Wange und riß die Haut auf. Ein Schlag traf mein Handgelenk und prellte mir den Degen aus den Fingern.

Als hätten sie nur darauf gewartet, raste ein Dutzend weiterer Ranken heran. Ein harter Ruck ließ mich endgültig zu Boden stürzen. Instinktiv riß ich die Arme hoch, um meine Kehle und das Gesicht zu schützen, und ignorierte den beißenden Schmerz, den die Dornen mir zufügten.

Das Gewicht der Pflanzenmonster preßte mir die Luft aus der Lunge. Immer neue Ranken schoben sich heran und umklammerten mich.

Madur und Uscham hieben auf die Pflanzen ein, aber mit ihren einfachen Schwertern führten sie gegen die dämonischen Geschöpfe einen aussichtslosen Kampf. Bis sie einen Strang durchtrennt hatten, waren bereits wieder zwei neue herangekrochen.

»Der Degen!« brüllte ich.

Madur verstand sofort. Er versuchte meine Waffe zu erreichen, doch wieder hatte ich den Eindruck, als wären die Pflanzen intelligent und hätten die Gefahr erkannt. Sofort griffen sie ihn noch ungestümer an. Er packte sein Schwert mit beiden Händen und führte so schnelle Streiche, daß das Auge den Bewegungen der Klinge kaum noch zu folgen vermochte.

Plötzlich tauchte ein weiterer Sree neben mir auf. Mit bloßen Händen packte er ein ganzes Bündel von Ranken, die sich um meine Brust geschlungen hatten, und riß sie ohne sichtliche Kraftanstrengung zurück. Unter der Berührung zerbröckelten die Pflanzen. Der Sree packte den Stockdegen und warf ihn Madur zu. Einen Augenblick

kreuzten sich unsere Blicke.

Ich vergaß, in welcher Gefahr ich mich befand. Ich weiß nicht, was genau mit mir geschah, plötzlich glaubte ich, in den Augen des Sree zu versinken.

Dann war er verschwunden, so unvermittelt, wie er aufgetaucht war.

Metall blitzte auf. Madur führte den Stockdegen wie eine Sense und strich beinahe sanft mit der Klinge über meinen Körper. Die Pflanzenstränge verbrannten, wo er sie berührte. Nach wenigen Sekunden konnte ich mich wieder frei bewegen.

Eine halbe Sekunde lang blieb ich schwindelnd vor Anstrengung und Erleichterung liegen und rang nach Luft, dann stemmte ich mich hoch und warf Madur einen dankbaren Blick zu. Dabei streckte ich die Hand nach meinem Stockdegen aus.

Aus brennenden Augen erwiderte Madur meinen Blick. Ich sah, wie es in seinem Gesicht arbeitete. Der Degen war die einzige Waffe, die den mörderischen Pflanzen gefährlich werden konnte. Möglicherweise war es seine einzige Chance, dieser Hölle lebend zu entrinnen. Niemand würde erfahren, unter welchen Umständen ich gestorben war, wenn er jetzt zu fliehen versuchte, weil es niemanden mehr geben würde, der darüber berichten konnte. Zudem waren wir nicht gerade Freunde, das hatte er mir mehr als einmal deutlich zu verstehen gegeben.

Nichts hätte dagegen gesprochen, mich jetzt einfach meinem Schicksal zu überlassen. Einige Herzschläge lang rechnete ich tatsächlich mit nichts anderem mehr, als daß er sich umdrehen und davonstürmen würde. Wäre es nicht gerade um mein Leben gegangen, hätte ich ihm nicht einmal einen Vorwurf machen können. Die Todesangst konnte auch den kameradschaftlichsten Menschen in eine angstgepeitschte Kreatur verwandeln, die nur noch ans eigene Überleben dachte, und Madur war alles andere als kameradschaftlich.

Doch dann verzog sich sein Gesicht zu einem Grinsen. Mit einem Ruck streckte er den Arm aus und drückte mir aus einem Grund, den ich wahrscheinlich nie erfahren würde, den Degen in die Hand.

Der Angriff – sofern man das Massaker, das die Pflanzenmonster unter den Sree angerichtet hatten, überhaupt so nennen konnte – war in unserer unmittelbaren Umgebung fast zum Erliegen gekommen. Nur zögernd huschten immer noch Ranken heran, zuckten jedoch zurück, bevor sie uns erreichten, so daß ich Gelegenheit fand, mich umzusehen.

Mit Ausnahme von Uscham waren nur noch zwei Sree auf den Beinen – und damit wahrscheinlich als einzige noch am Leben. Wie Berserker hieben sie mit der Kraft, die ihnen die Verzweiflung verlieh, auf die Dornenranken ein und versuchten, sich zu uns durchzukämpfen. Von dem Sree, der die Pflanzenstränge mit einer mir unbegreiflichen Kraft zerstört hatte, war nichts zu sehen, obwohl er sich unter den gegebenen Umständen in den wenigen Sekunden nicht weit entfernt haben konnte. Ich verschob die Lösung dieses Rätsels auf später.

Wenn es so etwas wie ein Später für uns überhaupt geben sollte.

Unsere Gegenwehr konnte für die ungeheure Masse der Pflanzen nicht mehr als Nadelstiche darstellen. Für die Dauer eines Herzschlages hoffte ich mit aller Inbrunst, daß all die vielen einzelnen Stiche ausgereicht hatten, sie zur Aufgabe zu zwingen.

Dann sah ich, daß dem nicht so war.

Im Gegenteil.

Die Pflanzen änderten lediglich ihre Taktik und räumten damit jeden Zweifel aus, daß ihnen tatsächlich eine fremde, gefährliche Intelligenz innewohnte.

Der eigentliche Angriff begann erst.

Kaum sichtbare, wellenartige Bewegungen liefen durch den lebenden Teppich. Die Masse hob und senkte sich wie im Rhythmus von Herzschlägen und schob sich ineinander. Dabei wuchs sie in unglaublichem Tempo um uns herum in die Höhe und formte sich zu einer gewaltigen finsteren Woge, die jeden Augenblick über uns zusammenschlagen konnte.

* * *

Reglos stand Mereda inmitten der Dschungelpflanzen und starrte auf die Lichtung hinaus. Sie trug ein schlichtes und vielleicht gerade dadurch eindrucksvolles Gewand. Ihr Gesicht wirkte so maskenhaft starr, als wäre es aus Stein gemeißelt.

Mit letzter Kraft packte Zengsu nach einigen Ranken, die seine Verfolgung aufgenommen hatten. Er zerstörte sie mit einem einzigen gedanklichen Befehl, brach durch das Unterholz und blieb schweratmend neben der Hexe stehen.

»Es hat keinen Sinn«, keuchte er. »Der Fremde ist verloren. Mehr konnte ich nicht für ihn tun. Die Magie der Ranken ist zu stark.«

Er erwartete, daß Mereda von ihm verlangen würde, dem Mann trotzdem weiterhin zu helfen, und packte sein Schwert fester. Eher würde er versuchen, sie zu töten, als dem Befehl zu gehorchen. Er hatte sich auf das Bündnis mit ihr eingelassen, um seine eigene Macht zu stärken, nicht um sein Leben für ihre Pläne zu opfern. Und es wäre Selbstmord gewesen, dem Fremden mit der weißen Haarsträhne noch einmal beizustehen.

Doch Mereda verlangte nichts derartiges. Sie nickte nur kurz, ohne den Blick von der Lichtung abzuwenden. Zengsu schauderte vor der Kälte, die er in ihren Augen las. Die Zeit für einen offenen Widerstand war noch nicht reif, und an dem Ausgang eines Kräftemessens zum gegenwärtigen Zeitpunkt konnte es nicht die geringsten Zweifel geben.

Wenn er sie aus dem Weg räumen wollte, konnte er dies nur durch einen Anschlag aus dem Hinterhalt erreichen. Daß sie sein jetziges Versagen so einfach hinnahm, lag nur daran, daß sie sich zu sehr auf den Kampf konzentrierte, um von ihm mehr als nur flüchtige Notiz zu nehmen.

Es würde auch für Zengsu einige Probleme bringen, wenn der Fremde starb. Der Conden-Dämon mußte Mereda hassen, und vielleicht war er der einzige, der die Hexe im offenen Kampf bezwingen konnte. Andererseits wußte er nicht, ob der Inguré es wirklich tun würde.

Aufmerksam beobachtete Zengsu, was auf der Lichtung geschah. Ihm entging nicht, daß zahlreiche Ranken scheinbar von selbst ihr Ziel – den fremden Teufel – verfehlten und zu Asche zerfielen. Die Luft um Mereda schien vor magischer Energie zu knistern. Die Hexe griff auf ihre eigene Art in den Kampf ein, und wieder lief ein kalter Schauer über Zengsus Rücken, als er spürte, wie mächtig die ehemalige Kreisversteherin wirklich war.

»Seht!« stieß er hervor und deutete mit dem Arm auf die Lichtung. Mereda warf ihm einen zornigen Blick zu, ohne in ihrer Konzentration nachzulassen. Zengsu zuckte zurück und senkte betont schuldbewußt den Blick.

Er sah, wie sich die Dornenranken binnen weniger Sekunden zu einem Wall auftürmten, der ihm die Sicht auf die drei Gestalten nahm. Dies mußte das Ende für sie bedeuten, wobei es ihm noch am meisten um Uscham leid tat. Von dem alten Sree hatte er sich die meiste

Unterstützung bei der Verwirklichung seiner Pläne erhofft, während Madur und der Fremde unberechenbare Faktoren darstellten, deren Tod ihm nicht einmal allzu ungelegen kam.

Unsicher musterte er Mereda.

Schweißtropfen perlten auf ihrer Stirn, und ihr Blick schien in unendliche Fernen gerichtet. Sie war so in Trance versunken, daß sie nichts mehr um sich herum wahrnahm. Wenn er ihr jetzt sein Schwert zwischen die Rippen stieß, würde sie es wahrscheinlich erst merken, wenn alles zu spät war.

In diesem Augenblick schreckte die Hexe auf und wandte sich ihm zu.

»Es ist an der Zeit, den Aufstand zu beginnen«, sagte sie mit harter Stimme. »Gib den Befehl, Conden sofort anzugreifen. Es ist der leichtere Gegner. Anschließend werden wir uns Ancen mit vereinter Macht entgegenstellen.«

Zengsu starrte sie einige Sekunden lang überrascht an, dann nickte er und eilte ohne ein weiteres Wort davon.

* * *

In stummer Verzweiflung schloß ich die Augen und kämpfte gegen das Gefühl der Resignation an. Meine Hände begannen zu zittern. Ich krampfte die Finger um den Knauf des Stockdegens, als wollte ich ihn zerbrechen.

»Bei allen Göttern, tu etwas«, keuchte Madur neben mir und vergaß sogar die achtungsvolle Anrede. Seine Worte rissen mich aus der Erstarrung.

Die unheimliche Woge, die sich in einem wie mit dem Zirkel gezogenen Kreis von wenigen Schritten Durchmesser um uns herum erstreckte, hatte inzwischen mehr als Mannshöhe erreicht. Es schien, als hätte sich am hellen Tage die Nacht auf uns herabgesenkt, um uns zu verschlingen.

»Das Zentrum!« schrie Uscham. »Ihr müßt die Urzelle vernichten!«

Verständnislos starrte ich ihn an. Dann, ganz langsam, begann ich zu begreifen, was er meinte und mir vorher schon mitzuteilen versucht hatte.

Und ich erkannte die hauchdünne Chance, die sich uns noch bot.

Erneut schloß ich die Augen und konzentrierte mich mit aller Kraft, die ich noch aufzubringen imstande war. Verbissen tastete ich nach der Macht in meinem Inneren. Ich war bis zur Grenze meines Leistungsvermögens erschöpft und wußte selbst nicht, was mich immer noch auf den Beinen hielt.

Wieder und wieder liefen meine Bemühungen ins Leere. Die Angst war zu stark, als daß ich mich noch so konzentrieren konnte, wie es nötig gewesen wäre.

»Aneh«, stöhnte ich. Ich wußte, daß die junge Magierin auf ein Zeichen von mir wartete, um die schützende Luftblase um mich zu erschaffen. Vielleicht konnte sie mir auch jetzt helfen, und sei es nur dadurch, daß sie mir half, meine Hexerkraft zu erwecken.

Doch es waren nicht Anehs beruhigende Impulse, die ich mit einem Male in mir spürte. Dennoch kamen sie mir auf sonderbare Art bekannt vor, ohne daß ich sie auf Anhieb einzuordnen vermochte. Wichtig war nur, daß es mir endlich gelang, mich richtig zu konzentrieren.

Als ich nach einigen Sekunden die Augen wieder öffnete, hatte sich die Welt um mich herum verändert. Es gab keine Farben mehr, nur noch helle und dunkle Grautöne in allen denkbaren Schattierungen, fast wie auf einer falsch belichteten Photoplatte. Zugleich waren die Farben in ihr Gegenteil verdreht. Um mich herum herrschte nachtschwarze Dunkelheit, aus der sich die Gestalten von Madur und Uscham unscharf abhoben.

Doch ich sah nicht nur die Schatten. Vor mir erstreckte sich ein Gespinst dünner, weißleuchtender Fäden, scheinbar wirr ineinander verwoben, doch je stärker ich mich konzentrierte, um so deutlicher schälte sich ein kompliziertes, spinnennetzähnliches Muster aus der sinnverwirrenden Symmetrie, das an ein riesiges Speichenrad erinnerte. An zahlreichen Stellen kreuzten sich die Fäden und bildeten grell strahlende, pulsierende Knoten.

Ich zitterte vor Anstrengung und preßte die Hände gegen die Schläfen, aber ich folgte dem Verlauf des Musters mit meinem Blick, bis ich gefunden hatte, was ich suchte. Die Fäden, die nichts weiter als die Dornenranken und Wurzelstränge darstellten, trafen sich alle an einem einzigen Punkt. Sie waren nicht voneinander unabhängige Wesen, sondern lediglich tausende Ausläufer einer einzigen Riesenpflanze,

deren pulsierendes Zentrum wie ein gigantisches Herz etwa in der Mitte der Lichtung lag.

Ich ergriff den Stockdegen mit zwei Fingern und schleuderte ihn wie einen Speer. In steilem Winkel stieg er in die Höhe, erreichte seinen höchsten Punkt und senkte sich trudelnd wieder herab. Mit mentalen Fühlern packte ich zu, beeinflußte seine Richtung und lenkte ihn in Richtung der strahlenden Helligkeit.

Im gleichen Moment wurde die Welt um mich herum wieder normal. Ich besaß nicht mehr genügend Kraft, sie auf magische Art wahrzunehmen. Alles begann sich vor meinen Augen zu drehen. Ich taumelte vor Schwäche und wäre gestürzt, wenn Madur nicht noch rechtzeitig zugegriffen und mich aufgefangen hätte.

Ein dumpfes Beben lief durch die Masse der Pflanzen. Im Todeskampf peitschten sie noch einmal auf uns ein. Madur und Uscham hieben wild um sich.

Dann, von einem Augenblick zum anderen, war es vorbei. Die Ranken erstarrten in der Bewegung und zerfielen in Sekundenschnelle. Nur noch graue Asche bedeckte die Lichtung und wurde vom Wind fortgewirbelt.

Das war das letzte, was ich wahrnahm, bevor ich endgültig ohnmächtig zusammenbrach.

* * *

Auf den ersten Blick sah es aus, als ob die Menschen schliefen. Reglos, mit geschlossenen Augen saßen sie zusammen. Die einzige Bewegung in dem großen Saal ging von den ruhig pulsierenden Assyr-Kristallen aus.

Doch die acht Männer und Frauen schliefen nicht. Aneh hatte erneut das Lied der Macht angestimmt, um den Magierkreis zu einer geistigen Einheit zu verschmelzen. Allein war sie zu schwach, den Ruf des Befreiers zu hören, und sie wußte nicht einmal, ob es so gelingen würde. Die Anstrengungen der letzten Tage waren zuviel gewesen für die weitgehend ungeschulten Adepten, und selbst dieser Versuch stellte fast schon eine geistige Vergewaltigung dar. Für Tage, wenn nicht gar Wochen würde dies das letzte Mal sein, daß sie den Kreis zusammenrufen konnte.

Aber die Entscheidung über das weitere Schicksal Condens würde ohnehin in den nächsten Stunden fallen. Nichts würde danach mehr wie zuvor sein, wie auch immer die Entscheidung aussehen mochte.

Aneh wartete und konzentrierte sich mit aller Macht, bis sie endlich den Ruf wahrnahm. Es war nicht mehr als ein schwaches Wispern, das sich zu ihrem Namen formte.

Gleichzeitig griff sie mit magischer Kraft nach den Gehirnen der Adepten und sammelte ihre Energie, sog sie wie ein Schwamm in sich auf und sandte sie weiter. Einen Herzschlag lang glaubte sie, einen grell leuchtenden Speer zu sehen, der sich in der Unendlichkeit verlor.

Ein leises Summen kam über ihre Lippen und wurde zu einer Melodie.

Einer der Adepten neben ihr stöhnte auf. Wie in Krämpfen preßte er die Arme um seinen Leib, dann brach er ohnmächtig zusammen.

Erschrocken verringerte Aneh den geistigen Druck auf die anderen ein wenig und sandte beruhigende Impulse an sie aus. Sie durfte den Kreis nicht überbelasten, wenn sie eine Katastrophe vermeiden wollte.

Vier Stunden mußte die magische Sphäre mindestens halten. Sie mußte die ihr zur Verfügung stehende Kraft sorgsamer einteilen.

Ein Geräusch schreckte sie auf. Für Sekunden drohte sie die Kontrolle über die magischen Energien zu verlieren. Ein lautloser Aufschrei ging durch die Gedanken der Adepten, und sie spürte die aufkommende Panik. Instinktiv kapselte sie sich ab.

Ein glühendes Schwert schien durch Anehs Geist zu schneiden, als sie die magische Sphäre plötzlich allein kontrollieren mußte. Blitze von ungeheurer Intensität drohten ihr Bewußtsein zu verbrennen. Sie wand sich vor Schmerzen, bis es ihr gelang, die Kontrolle über das magische Feld zurückzugewinnen.

»Bist du von Sinnen?« herrschte sie den Mann an, der in den Saal gestürmt war.

»Die Sree!« keuchte der Mann. »Sie greifen den Turm an!«

Es dauerte einige Sekunden, bis Aneh die Nachricht richtig verstand. Jähes Entsetzen verzerrte ihr Gesicht, und wieder drohte ihr die Kontrolle über das magische Feld zu entgleiten.

»Haltet sie auf!« befahl sie. »Sie dürfen den Beschwörungssaal unter

keinen Umständen erreichen.«

»Wir haben keine Chance, sie ohne die Hilfe des Kreises zu besiegen. Die Revolte muß gründlich vorbereitet gewesen sein. Bevor wir überhaupt gemerkt haben, was geschah, hatten sie schon die Außenbastionen erobert. Sie kämpfen wie die Berserker. Nichts kann sie aufhalten. Ihr müßt uns helfen, oder Conden wird fallen!«

»Es... es geht nicht. Ich kann die Beschwörung jetzt nicht abbrechen. Haltet sie wenigstens noch zwei Stunden auf.«

»Ich glaube nicht, daß...«

»Ihr müßt«, wiederholte Aneh. »Wenn ihr sie nicht aufhaltet, ist alles verloren.«

Aber, dachte sie verbittert, während sie sich wieder auf das magische Feld konzentrierte, war es das nicht ohnehin schon?

* * *

Die Finsternis war wie eine erstickende Wand, die unablässig am Lichtschein der magischen Sphäre nagte, die mich vor der tödlichen Umwelt schützte. Mein Blick ging kaum zwei Yards weit, doch das Wenige, was ich sah, weckte in mir auch keineswegs die Neugier auf mehr. Bizarre, von bleichen Algen überwachsene Felsbrocken säumten bereits seit fast zwei Stunden meinen Weg. Andere, ebenso bleiche Pflanzen wiegten sich in der Strömung des Meeres.

Etwas, das entfernt einem Fisch ähnelte, schwamm auf mich zu und verharrte vor der magischen Blase. Faustgroße, wie unter einem inneren Feuer glühende Augen starrten mir entgegen. Sie wanden sich an handlangen Stielen, die sich auf unstete, schlangengleiche Art bewegten.

Ich verscheuchte das Tier, bevor es die magische Sphäre berühren konnte, und stapfte weiter. Schluchten und Spalten tauchten unvermittelt vor meinen Füßen auf und machten jeden meiner Schritte zu einem Spiel mit dem Schicksal. Schlamm wirbelte unter meinen Füßen hoch und wurde von der heftigen Strömung in die Dunkelheit davongetragen. In meiner Phantasie formte er sich zu dämonischen Fratzen und namenlosen Scheußlichkeiten, die sich jeder Beschreibung entzogen.

Der Grund des Meeres, tief unter der Erdoberfläche, war eine Hölle eigener Art. Diese Welt war nicht für Menschen gemacht, und wenn es auch nicht das erste Mal war, daß ich mich in einer durch Magie geschaffenen Luftblase vorwärtsbewegte, so war es doch das erste Mal, daß mir wirklich bewußt wurde, wie sehr ich mit dieser Kraft gegen die Gesetze der Natur verstieß. Mit jedem Schritt wurde der Wunsch, so schnell wie möglich kehrtzumachen und zum Conden-Turm zurückzukehren, stärker.

Doch ich wußte, daß ich es nicht durfte, wenn ich Sill retten und diese unterirdische Schreckenswelt verlassen wollte.

Während meiner Ohnmacht hatten Uscham und ein weiterer überlebender Sree mich getragen, so daß wir den See bereits erreicht hatten, als ich erwachte. Irgendwie war es mir gelungen, mit Aneh in Verbindung zu treten. Im Schutz der magischen Sphäre war ich in den See hinabgetaucht. Um die Orientierung brauchte ich mich kaum zu kümmern; die Sphäre wies mir den Weg.

Daß dieser ausgerechnet durch die Ausläufer eines unterseeischen Gebirges führte, hatte Aneh mir verschwiegen. Ich sah die Steilwand erst, als ich direkt davorstand. Der Hang sah so steil aus, daß mir ein Schauder über den Rücken lief. Im Großstadtdschungel von New York aufgewachsen, war ich nie ein begeisterter Anhänger des Alpinismus gewesen, und erst recht nicht des unterseeischen. Die Aussicht, diesen Berg hinaufkraxeln zu müssen, war für mich ungefähr so verlockend wie ein Tänzchen mit einem hungrigen Haifisch.

Verbissen stapfte ich los. Es ging sogar besser, als ich erwartet hatte. Die magische Sphäre zog mich fast nach oben, so daß ich das Gefühl hatte, einen nur sanft ansteigenden Hügel zu erklimmen und rasch vorankam.

Wie trügerisch dieses Gefühl war, bemerkte ich erst, als ich auf einem besonders glitschigen, von dicken grünen Algen überwachsenen Felsbrocken das Gleichgewicht verlor. Ich versuchte meinen Sturz mit den Händen zu bremsen und kam auf dem abschüssigen, plötzlich gar nicht mehr sanften Hang ins Rutschen.

Ich verlor jedes Orientierungsgefühl, wußte nicht einmal mehr, wo oben und unten war. Die Welt führte einen rasenden Tanz um mich herum auf. Inmitten einer Lawine aus Geröll und kleinen Steinen stürzte ich in die Tiefe. Ich überschlug mich Dutzende Male und riß instinktiv die Arme hoch, um meinen Kopf zu schützen. Ich prallte gegen vorstehende Kanten und Felsbrocken, und nur die magische

Sphäre schützte mich vor allzu schlimmen Verletzungen. Wie eine Schicht aus Kautschuk federte sie die Schläge ab.

Aufwirbelnder Schlamm nahm mir die Sicht. Blindlings griff ich immer wieder um mich, doch meine Hände glitten von dem glatten, algenbewachsenen Fels ab, und mein eigener Schwung riß mich weiter in die Tiefe.

Der Sturz konnte nur wenige Sekunden dauern, aber mir kam es vor, als wären endlose Stunden verstrichen, bis ich mit einem letzten harten Schlag gegen einen weit vorragenden Felsen prallte und zur Ruhe kam.

Benommen richtete ich mich auf. Mein ganzer Körper schien eine einzige große Wunde zu sein. Ich fühlte mich wie zerschlagen. Trotz des Schutzes durch die magische Sphäre hatte ich unzählige Prellungen davongetragen. Bei jeder Bewegung zuckte ein heftiger Schmerz durch meine Brust. Vorsichtig bewegte ich Arme und Beine und tastete meinen Körper ab. Die Berührungen taten weh, doch glücklicherweise schien nichts gebrochen zu sein.

Mir blieb nicht die Zeit, mir eine Ruhepause zu gönnen, und wenn ich sie noch so nötig hatte. Ich wußte nicht, wie lange Aneh die Sphäre aufrechterhalten konnte, und verspürte auch nicht das geringste Bedürfnis, es auszuprobieren.

Mühsam quälte ich mich wieder den Hang hinauf, diesmal wesentlich vorsichtiger als beim ersten Mal. Vor jedem Schritt prüfte ich erst die Festigkeit des Bodens. Diesmal ließ ich mich nicht von der scheinbaren Leichtigkeit des Aufstiegs täuschen, auch wenn es mehr als eine halbe Stunde dauerte, bis ich den Gipfel des unterseeischen Berges erreicht hatte.

Keuchend blieb ich stehen und schaute mich um. Der Anblick schlug mich augenblicklich in seinen Bann. Es war... beeindruckend.

In Form eines langgezogenen Halbmondes umschloß das Gebirge ein unvorstellbar großes Tal. Erst von hier oben konnte ich es in seiner Gänze einigermaßen überschauen, während ich zuvor immer nur Ausschnitte gesehen hatte. Ein flimmerndes Feld wölbte sich wie eine riesige Glocke über das gesamte unterseeische Reich.

Eine Glocke aus purer, leuchtender Energie!

Ich taumelte unter der Wucht der Erkenntnis. Wie hatte ich so blind sein können zu glauben, daß die Luftblase durch eine Laune der Natur

entstanden war? Ich hatte meine Augen die ganze Zeit über vor der Wahrheit verschlossen, weil sie mir zu unvorstellbar erschien. Diese ganze unterseeische Welt war künstlich erschaffen worden, von einer Macht, die über magische Kräfte gebot, die ich mir nicht einmal vorzustellen wagte. Die Shoggoten, die Legenden über einen Befreier, der eines Tages auftauchen würde (und der ich mit Sicherheit nicht war), die Beschwörungen des Magierkreises von Ancen, das finstere Etwas, mit dem ich Kontakt bekommen hatte... Alles formte sich langsam zu einem Gesamtbild, das mich schwindeln ließ. Die Parallelen zu den GROSSEN ALTEN waren zu deutlich.

Mit einem Mal wurde mir sehr kalt, und ich wandte mich rasch ab. Mir blieb viel weniger Zeit, als ich angenommen hatte. Mehr taumelnd als laufend hastete ich vorwärts. Seitenstiche quälten mich, als ob jemand ein Messer wieder und wieder mit boshafter Freude in meine Hüften stieße. Doch ich gönnte mir keine Pause mehr, bis ich endlich den Eingang der Grotte vor mir sah.

Im gleichen Moment, in dem ich das finstere Loch im Felsen entdeckte, wußte ich, daß ich mein Ziel erreicht hatte. Vergessen waren Erschöpfung und Seitenstiche. Von neuer Kraft erfüllt rannte ich weiter.

Das war genau der Augenblick, in dem die magische Sphäre um mich herum zusammenbrach!

* * *

Mit grimmiger Zufriedenheit blickte Zengsu sich um. Alles war leichter gegangen, als er erwartet hatte. Mehr als tausend zu allem entschlossene Sree gegen einige hundert der verfluchten Inguré – für ihn hatte es von Anfang an keinen Zweifel am Ausgang des Kampfes gegeben. Die schon viel zu lange Herrschaft hatte die Inguré unvorsichtig werden lassen. Die meisten Krieger hatten sich widerstandslos gefangennehmen lassen. Viele befanden sich nicht einmal in der Festung, sondern führten Patrouillengänge durch den Dschungel. Alle Aufmerksamkeit richtete sich nur noch gegen die Feinde aus Ancen, niemand hatte mit einem Aufstand im Inneren gerechnet.

Aber noch triumphierte Zengsu nicht, obwohl es sich nur um eine Frage der Zeit handeln konnte, bis auch die letzten Inguré aufgeben würden, die den Eingang zum Beschwörungssaal mit dem Mut der Verzweiflung verteidigten. Es machte ihn stutzig, daß der magische

Kreis bisher in keiner Form in den Kampf eingegriffen hatte.

Vorsichtig hob er den Kopf aus der Deckung. Ein Pfeil zischte dicht an seinem Gesicht vorbei und zwang ihn, sich sofort wieder zu ducken. Aber er hatte genug gesehen.

Die Inguré hatten aus umgestürzten Möbelstücken eine Barriere vor dem Portal des Saales errichtet. Andere hatten hinter den mächtigen Säulen, die das Dach der Halle stützten, Schutz gefunden. Es war schwer, ihre Zahl zu schätzen, aber mehr als zwei, drei Dutzend konnten es kaum sein.

So, wie sie sich postiert hatten, würde es dennoch schwer sein, sie zu besiegen. Aus ihrer Deckung heraus konnten sie den Vormarsch einer ganzen Armee zum Stocken bringen. Die Halle war fast hundert Yards lang, und auf dem ganzen Stück gab es so gut wie keine Deckung.

Zengsu wandte sich um, als hinter ihm Unruhe entstand. Die Sree wichen zur Seite und bildeten eine Gasse, durch die Mereda, Madur und Uscham herankamen. Irritiert starrte er dem Sree-Häuptling und den beiden Inguré entgegen. Was hatte Mereda mit dem Kriegsherrn von Conden zu schaffen? Wieso waren er und Uscham überhaupt noch am Leben?

Madurs Gesicht zeigte ein hochmütiges Grinsen, das Zengsu überhaupt nicht gefiel. Es schien einiges nicht so zu laufen, wie er es geplant hatte. Wenn Madur und Mereda zusammenarbeiteten, konnte das seine Pläne empfindlich stören. Der Kriegsherr war ein Meister im Schmieden von Intrigen. Dadurch wurde er zu einem Gegner, den er keinesfalls unterschätzen durfte.

»Du hast den Turm immer noch nicht genommen?« erkundigte sich Mereda spöttisch. »Wie viele Stunden willst du denn noch vertrödeln?«

»Aber Herrin... bis auf die Halle und den Beschwörungssaal ist Conden fest in unserer Hand. Es wird nicht mehr lange dauern, bis...«

»Es wird überhaupt nicht mehr dauern«, unterbrach ihn Mereda kalt. »Befiehl sofort einen Großangriff. Wir haben keine Zeit mehr.«

»Aber dann würde es Hunderte Tote geben.«

»Na und? Jeder muß für unser Ziel Opfer bringen. Oder hast du etwa Angst? Soll Madur den Angriff leiten?«

In ohnmächtiger Wut ballte Zengsu die Fäuste hinter dem Rücken. Ein Befehl von ihm hätte gereicht, und die Hexe wäre auf der Stelle gestorben. Die Sree haßten sie ebenso wie alle anderen Inguré, und nicht einmal ihre Magie hätte sie gegen eine solche Übermacht schützen können. Aber er brauchte sie noch, wenn er seinen Traum eines vereinten Reiches von Conden- und Ancen-Sree verwirklichen wollte.

Meredas Befehl diente ganz bewußt dazu, die Sree in den Tod zu treiben, um ihn zu schwächen, wenn es zur letzten Auseinandersetzung zwischen ihnen beiden kommen würde.

Mit offenem Haß starrte er sie an. Dann drehte er sich abrupt um und stieß sein Schwert in die Höhe. Augenblicklich breitete sich Ruhe aus.

»Sree von Conden. Ihr seid mir gefolgt, um die Ketten eurer tausendjährigen Knechtschaft endgültig abzustreifen. Hinter dieser Tür dort vorne verbergen sich die letzten unserer Unterdrücker. Der Magierkreis ist schwach und hilflos geworden. Er kann uns nicht mehr aufhalten. Zögern wir nicht länger. Stürmen wir auch diesen letzten Unterschlupf unserer Feinde!«

Er hielt für einen Moment inne und straffte seinen schlanken Echsenkörper. Hatte er die ersten Worte noch stockend und haspelnd ausgesprochen, fiel er nun zurück in die Rolle eines Mannes, dessen zweites Handwerk neben dem Kampf das Reden und Überzeugen war. Selbst die fanatischsten Kämpfer würden zurückweichen, wenn er einfach nur von ihnen verlangte, in den sicheren Tod zu laufen, ohne ihnen etwas dafür zu bieten und sie in die richtige Stimmung zu bringen.

»Hunderttausende von uns sind im Laufe der Jahrhunderte unter der Knechtschaft der verfluchten Inguré gestorben. Aber es liegt an uns, all diesen Opfern einen Sinn zu geben. Die meisten von euch haben Familien und wünschen nichts anderes, als in Frieden zu leben. Ich kenne das Leid, das der Krieg gegen den Ancen-Turm euch gebracht hat. Ich habe die Trauer in den Gesichtern unserer Frauen, Mütter und Kinder gesehen, wenn einer der Unseren in diesem Krieg fiel, der niemals der unsere war.«

Zengsu machte eine kurze, genau berechnete Pause, um seinen Worten den größtmöglichen Nachdruck zu verleihen. Dann fuhr er mit erhobener Stimme fort.

»Auch der heutige Tag wird noch weitere Opfer von uns fordern. Aber

diesmal kämpfen wir erstmals für eine gerechte Sache. Jeder Tote, den wir in diesem Kampf zu beklagen haben, ist ein Märtyrer und wird unsterblichen Ruhm erlangen. Wir kämpfen nicht nur für uns, sondern auch für die Freiheit unserer Kinder und der nach uns folgenden Generationen. Dieser Tag wird in die Geschichte unseres Volkes eingehen. Niemand kann jetzt noch zurückweichen. Sagt, werdet ihr mir folgen, und wenn uns unser Weg durch die Hölle führt? Werdet ihr alle zusammen mit mir die Ketten unserer Knechtschaft endgültig abstreifen?«

Erste laute Ja-Rufe wurden laut. Die unerschrockensten seiner Männer rissen andere mit, bis ein tausendstimmiges »Ja« durch die Halle dröhnte.

»Dann müssen wir sofort handeln!« brüllte Zengsu. »Im Augenblick können die Magier uns nicht gefährlich werden, aber sie werden sich von ihrer Schwäche erholen und alle unsere bisherigen Erfolge zunichte machen. Wir müssen sie sofort angreifen. Folgt mir! Für die Freiheit!«

Erneut stieß er sein Schwert in die Höhe, wohlweislich darauf achtend, daß er durch eine Säule vor den Pfeilen der Inguré geschützt war. Ein Schlachtruf aus tausend Kehlen schallte ihm entgegen. Die ersten Angreifer stürmten an ihm vorbei, rissen auch die letzten noch Unentschlossenen mit.

»Folgt mir!« brüllte Zengsu noch einmal. Ich komme nach, fügte er in Gedanken hinzu.

Niemandem fiel auf, daß er selbst sich in sicherer Deckung hielt. Wie eine grüne Flut stürmten die Sree an ihm vorbei – genau in den Pfeilhagel der Inguré. Dutzende fielen schon auf den ersten Metern. Für einen Moment drohte der Angriff ins Stocken zu geraten.

»Für die Freiheit!« schrie Zengsu. Sein Ruf wurde aufgefangen und weitergetragen. Die gerade noch eingeschüchterten Sree sprangen über ihre toten Kameraden hinweg, schwärmten aus und drangen weiter vor. Ein wahrer Hagel von Pfeilen schlug ihnen entgegen, aber die ungestüme Gegenwehr schien ihren Kampfesmut nur noch mehr anzustacheln.

»Hattest du nicht etwas davon gesagt, daß die Männer dir folgen sollen?« schreckte Meredas Stimme Zengsu auf. Schwerfällig drehte er sich herum und kämpfte den Haß nieder, der ihm beim Anblick der toten Sree erneut zu überwältigen drohte.

»Hattet Ihr nicht gesagt, Ihr würdet den Kampf gegen den Magierkreis allein aufnehmen?« erkundigte er sich im gleichen hochmütigen Tonfall.

»Halte deine Zunge im Zaum, oder du verlierst sie«, warnte Madur und hob drohend sein Schwert.

Zengsu warf ihm einen verächtlichen Blick zu und beobachtete weiter, wie die Sree auf die Deckung der Verteidiger zustürmten, sie erreichten und überrannten.

Er verspürte keinerlei Triumph in sich.

Nur Leere.

* * *

Panische, kreatürliche Angst loderte wie eine Stichflamme in mir hoch und fegte meinen Verstand hinweg, als die magische Sphäre, mein einziger Schutz, blasser wurde und zu flackern begann.

Es sah aus, als würde das Meer um mich herum explodieren. Das Wasser begann unter unbändigen Gewalten zu schäumen und zu toben, als würde es kochen. Die Sphäre flackerte noch ein letztes Mal, dann brach sie endgültig zusammen.

Im gleichen Augenblick traf mich das niederstürzende Wasser wie der Faustschlag eines Riesen. Instinktiv öffnete ich den Mund zu einem Schrei und schluckte Wasser. Ich wurde von den Füßen gerissen und zu Boden geschleudert, sofort wieder hoch- und herumgewirbelt, um gleich darauf erneut zu Boden geschleudert zu werden.

Der Aufprall war entsetzlich.

Und doch...

Etwas war nicht so, wie es sein müßte. Ich befand mich auf dem Grund eines Ozeans, hundert Fuß unter der Wasseroberfläche. Der Wasserdruck hätte mich auf der Stelle töten müssen, und wenn nicht der Druck, so die Wucht des Wassers, das mit der Kraft eines Dampfhammers in das Vakuum strömte, das die Sphäre hinterlassen hatte.

Immer noch wurde ich wild herumgewirbelt. An zielgerichtete Schwimmbewegungen war gar nicht zu denken. Eine unsichtbare Kraft

zerrte an meinen Beinen. Der Sog packte mich wie eine starke Hand und riß mich vorwärts. Konturlose Dinge tauchten vor mir auf. Ich unternahm gar nicht erst den Versuch, danach zu greifen, sondern ließ mich treiben.

Ein immer stärkerer Schmerz pochte in meiner Lunge. Mein Bewußtsein begann zu schwinden. Das Denken fiel mir von Sekunde zu Sekunde schwerer. Gewaltsam kämpfte ich gegen die Gier an, den Mund aufzureißen und nach Luft zu schnappen.

Ein weiterer Schlag traf mich. Ich schrammte an etwas Hartem vorbei und spürte, wie ich mir die Haut abschürfte, ohne den Schmerz zu empfinden.

Dann, als ich es nicht mehr aushalten konnte, war es vorbei. Ich riß den Mund auf und schnappte gierig nach Luft. Es dauerte einen Herzschlag lang, bis ich merkte, daß ich kein Wasser, sondern wirklich Luft in meine gequälte Lunge sog. Keuchend atmete ich den herrlichen Sauerstoff ein und spuckte Wasser. Die Luft schien mit Eiskristallen durchsetzt zu sein und stach wie Nadeln in meiner Lunge, aber ich beachtete es nicht. Langsam, ganz langsam, begriff ich, daß ich gerettet war.

Es dauerte mehrere Minuten, bis ich wieder einigermaßen klar denken konnte. Meine Hände berührten etwas Dünnes, Hartes. Der Stockdegen, der mir beim Zusammenbruch der magischen Sphäre aus dem Gürtel gerutscht und von dem Sog ebenfalls in die Grotte hereingeschwemmt worden war. Mit letzter Kraft zog ich mich vollends aus dem Wasser und blieb mehr tot als lebend auf einer Felsplatte liegen.

Dämmeriges Halbdunkel umgab mich, das gerade ausreichte, daß ich die Höhlendecke über mir erkennen konnte. Pulsierendes bläuliches Licht drang aus einem Felsspalt, der weiter in die Grotte hineinführte. Mühsam quälte ich mich auf die Beine. Es schien in meinen ganzen Körper keinen Knochen zu geben, der nicht wehtat, trotzdem taumelte ich weiter vorwärts.

Mit jedem Schritt wurde das bläuliche Licht intensiver. Ich folgte dem Gang und blieb erst stehen, als ich die Grabkammer erreicht hatte. Beim ersten Mal hatten sich Madur und drei Begleiter in dem Raum aufgehalten und nichts Eiligeres zu tun gehabt, als mich anzugreifen. Mein Bedarf an unliebsamen Überraschungen war für diesen Tag mehr als gedeckt, und so schaute ich erst vorsichtig um die Ecke des Ganges.

Zu meiner Erleichterung fand ich den Raum leer. Nichts hatte sich seit meinem letzten Aufenthalt hier verändert. Die dreieckige, pyramidenartige Kammer wurde von dem Assyr-Kristall erleuchtet, der auf dem Kopfende eines großen steinernen Sarkophages ruhte.

Jetzt, wo ich mein Ziel endgültig erreicht hatte, zögerte ich, den Kristall zu ergreifen. Einige Minuten lang schaute ich ihn nur an. Anehs Warnung kam mir wieder in den Sinn, und ich vernahm noch eine andere warnende Stimme in meinem Inneren. Selbst aus der Distanz von mehreren Schritten konnte ich die gewaltige magische Kraft des Kristalls spüren. Vorher hatte ich mir alles leichter vorgestellt. Jetzt erst kamen die Zweifel, ob ich ihn wirklich beherrschen konnte oder ob das eintreten würde, was Aneh angedroht hatte.

Möglicherweise brauchte ich mir schon nach der ersten Berührung keinerlei Gedanken mehr über den Fortgang der Serie zu machen.

Ein schmales, blasses Gesicht, umrahmt von schwarzen Haaren, tauchte vor mir auf und erinnerte mich wieder an die Ausweglosigkeit meiner Lage, wenn ich das Risiko nicht einging.

Ich überwand meine Furcht, schickte noch einmal ein Stoßgebet zum Himmel und schloß mit einem Griff die Hand um den pulsierenden Kristall.

Ein unvorstellbarer Schmerz schien mir das Gehirn auszubrennen.

Dann zersplitterte die Welt um mich herum in einem Kaleidoskop von wild durcheinanderwirbelnden Farben und Formen.

* * *

Die Stille des Todes hatte sich über die Halle gelegt, nur unterbrochen vom Stöhnen der Verletzten.

Mit unbewegtem Gesicht, dem sich nicht ablesen ließ, welche Hölle in seinem Inneren tobte, näherte sich Zengsu dem Portal. Er bemühte sich, die toten Sree zu seinen Füßen nicht anzusehen. Es mußten mehr als hundert sein und noch einmal die gleiche Zahl an Verletzten.

Hundert Sree, die gestorben waren, weil Mereda es nicht erwarten konnte, endlich die Macht an sich zu reißen. Aber sie würde dafür bezahlen, teuer bezahlen, das schwor Zengsu sich.

Zusammen mit Madur folgte die Hexe ihm mit gemessenem Schritt. Zengsu wich den fragenden und unsicheren Blicken der Sree aus. Er konnte sich vorstellen, was in ihnen vorging und wie sie über Mereda dachten. In ihren Augen mußte er wie ein Verräter da stehen, mit zwei der verhaßten Inguré gemeinsame Sache zu machen. Aber das würde sich ändern, sobald sie den Ancen-Turm erobert hatten.

Keiner der Verteidiger war mehr am Leben. In ihrer Verbitterung über die heftige Gegenwehr hatten die Sree keine Gefangenen mehr gemacht und selbst die Verletzten getötet. Die provisorische Barriere war zur Seite geräumt worden.

Vor dem Portal blieb Zengsu stehen. Wie nicht anders zu erwarten, war es von innen verriegelt. Er hob die Hände und preßte sie gegen das Schloß. Bläuliche Blitze zuckten aus seinen Fingerspitzen und liefen wie bizarre Schlangen über das Holz. Ein gewaltiges Krachen ertönte, dann wölbten sich die schweren Flügel nach innen. Sie brachen aus den Angeln und stürzten ins Innere des Saales.

»Tötet sie!« befahl Zengsu und deutete auf die Adepten, die in eine Beschwörung versunken auf dem Boden des Saales hockten.

Die Sreepfeile schwirrten wie ein Schwarm giftiger Insekten auf den Magierkreis zu – und sie waren mit einer Präzision gezielt, derer nur Wesen fähig waren, die ihr Lebtag nichts anderes taten, als sich im Umgang mit Waffen zu üben. Die meisten der jugendlichen Magier und Hexen brachen auf der Stelle zusammen. Nur Aneh besaß trotz des Pfeiles, der aus ihrer Brust ragte, noch die Kraft, aufzuspringen und sich zu den Angreifern umzuwenden. Ihre Augen glühten, aber es war keine Angst darin zu sehen, sondern nur eine Bestürzung und Verachtung, die Zengsu erschaudern ließ.

»Ihr Narren! Ihr ahnt ja nicht, was ihr anrichtet!« schrie sie. Anklagend deutete sie auf Mereda und Zengsu. »Ihr habt euch von falschen Propheten blenden lassen, die euch nicht die Freiheit bringen, sondern nur ihre eigene Herrschaft errichten wollen. Damit habt ihr den Tod des einzigen wahren Befreiers verschuldet, der diesem Tal den Frieden bringen konnte. Tod und Vernichtung werden eure Begleiter sein, für die kurze Zeit, die euer Volk noch existiert, bis der Ancen-Dämon euch alle in den Untergang reißen wird!«

Die meisten Angreifer erstarrten, als sie den Fluch der Hexe vernahmen. Dumpfes Murmeln ging durch die Reihen der Sree; niemand wagte es mehr, die Hand gegen die Kreisversteherin zu erheben, die wie ein Racheengel mit beschwörend erhobenen Armen

in der Mitte des Saales stand. Einige Sree wandten sich sogar zur Flucht.

Zengsu erkannte, daß er sofort handeln mußte, wenn er das Ruder noch einmal herumreißen wollte. Er riß einem neben ihm stehenden Sree den Bogen aus der Hand, legte einen Pfeil auf die Sehne und schoß, ohne zu zielen. Ohne einen Laut brach Aneh zusammen; die Hände noch im Tode anklagend in Richtung ihres Mörders ausgestreckt.

»Laßt euch nicht von ihr beirren, Brüder«, rief er. »Seht, sie stirbt nicht anders als die anderen. Die Macht der Inguré ist gebrochen.«

»Ja, wir sind frei«, dröhnte Uschams Stimme mit sonderbarer Betonung durch den Beschwörungssaal. »Doch welchen Preis werden wir dafür zu zahlen haben?« Er trat auf Zengsu zu. »Sprich, was wird nun geschehen?«

Zengsu erstarrte. Diese unerwartete Attacke des alten Sree zwang ihn früher als geplant zum Handeln. Die nächsten Worte würden sein weiteres Schicksal entscheiden. Er ließ den Blick über die erwartungsvollen Gesichter seiner Anhänger gleiten.

»Hört mich an, Brüder. Wir alle wollen die Freiheit. Doch Freiheit und wahrer Frieden bedeuten auch, uns mit denen zu versöhnen, die in diesem Kampf treu auf unserer Seite gestanden und uns den Sieg erst ermöglicht haben. Wir Sree haben Jahrtausende hindurch ein Sklavendasein geführt und müssen erst langsam lernen, Verantwortung für uns selbst zu übernehmen. Ohne eine starke Hand würden wir in kürzester Zeit wieder in selbstzerfleischende Stammeskämpfe verfallen. Um uns zu befreien, müssen wir auch unsere Brüder in Ancen von der Herrschaft der Inguré befreien. Aus diesem Grund habe ich das Bündnis mit Mereda gesucht. Sie allein besitzt die magische Kraft, gegen den Magierkreis von Ancen zu kämpfen. Sie wird uns als neue Herrscherin über beide Türme den erwarteten Frieden schenken.«

Unruhiges Gemurmel klang auf.

»Wir brauchen solche Geschenke nicht mehr!« brüllte Uscham. »Also hat Aneh recht gehabt. Dieser Aufstand diente nur dazu, euch an die Macht zu bringen.«

Beifällige Rufe begleiteten seine Worte.

Zengsu warf einen hilfesuchenden Blick in Meredas Richtung. Die

Hexe trat vor und gebot mit einer machtvollen Geste zu schweigen.

»Es stimmt, ich bin zurückgekommen, um wieder den Platz einzunehmen, den mir diese Verräterin gestohlen hat«, rief sie und streifte Anehs leblosen Körper mit einem verächtlichen Blick. »Ohne meine Hilfe würde der Ancen-Dämon euch vernichten, bevor ihr nur Zeit hättet, eure Toten zu begraben. Gemeinsam aber können wir alles erreichen.«

»Mereda wird die Königin über das Tal sein; eine gute Königin, die in uns Sree keine stumpfsinnigen Tiere sieht, wie es die anderen Inguré taten«, fuhr Zengsu fort. »Unter ihrer Herrschaft wird unser Volk den Bewohnern der Türme gleichgestellt sein! Als Häuptling unserer vereinten Sree-Völker werde ich verhindern, daß wir erneut versklavt werden, darauf gebe ich euch mein Wort. Aber ihr sollt auch wissen, daß ich jeden Verrat gnadenlos bestrafen werde.«

»Du hast uns nichts zu befehlen«, schäumte Uscham. »Wir werden uns unsere Freiheit von niemandem mehr rauben lassen.« Er schloß die Finger um den Knauf seines Schwertes und spannte seine Muskeln zum Sprung.

So sehr er Zengsu auch haßte, sagte ihm doch ein Rest Überlegung, daß Mereda die gefährlichere Feindin war. Mit einem triumphierenden Schrei sprang er vor und schlug noch in der Bewegung zu. Sein Angriff kam für die Hexe so überraschend, daß sie ihre magischen Kräfte nicht mehr gegen ihn einsetzen konnte.

Madur war der einzige, der die Gefahr rechtzeitig erkannte. In einem blitzartigen Reflex riß er sein eigenes Schwert hoch. Es gelang ihm nicht mehr, den Hieb völlig abzufangen, aber er konnte ihm wenigstens den größten Teil der Kraft nehmen.

Anstatt Mereda den Kopf von den Schultern zu trennen, traf die Klinge nur ihre Schulter. Mereda öffnete den Mund zu einem Schrei, kam aber nicht mehr dazu, ihn auszustoßen. Bewußtlos brach sie zusammen.

»Verräter!« brüllte Madur.

Uscham parierte seinen wütenden Hieb. Er wußte, daß er sich auf keinen langen Kampf einlassen durfte. Er war alt, während Madur wesentlich jünger und kräftiger war und als einer der besten Schwertkämpfer Condens galt. Zudem hatte auch Zengsu seinen Schock inzwischen überwunden.

Mit aller Wucht schleuderte Uscham sein Schwert in Madurs Richtung, warf sich herum und begann zu rennen. Keiner der Sree machte Anstalten, ihn aufzuhalten. Sie standen noch viel zu sehr im Bann des Geschehens, um auf diese neue Entwicklung zu reagieren.

Hinter ihm brüllte Madur wütende Befehle. Bedauerlicherweise schien das Schwert ihn verfehlt zu haben, stellte Uscham fest. Die Halle schien vor ihm in die Länge zu wachsen. Er rannte so schnell er nur konnte, um wenigstens sein Leben zu retten.

Er rannte noch, als er die Halle längst verlassen hatte. Hinter ihm hallten die schweren Tritte seiner Verfolger.

* * *

Das Bild war so klar und scharf wie am ersten Tag; so deutlich, wie es immer sein würde, eingefangen und konserviert, um die Ewigkeit selbst zu überdauern. Rassen, tausendmal älter und mächtiger als die Menschheit, waren erstanden und wieder untergegangen, aber die Erinnerung an Maronar und die Tat Naalas würde niemals verlöschen.

Dies ist die Geschichte von Naalas, dem Meistermagier, der das Land der Leichter-als-Luft rettete.

Niemand weiß noch zu sagen, wieviel hundert Millionen Jahre seit dem Untergang Maronars vergangen sind. Damals, als der Rat der Hohenpriester und Meistermagier über die Welt herrschte und Maronar den Untergang brachte. Jeder der Meistermagier trug seinen Titel zu recht, denn sie waren tiefer in die Geheimnisse der Magie eingedrungen als jemals ein Mensch vor ihnen, aber in ihrer unerschöpflichen Gier nach weiterem Wissen hatten sie den einen einzigen Fehler begangen, der Maronar vernichtet hatte.

Die beschworenen Thul Saduun hätten willige Diener sein müssen. Sklaven aus einem Reich, das den Menschen auf ewig verschlossen bleiben würde. Sie hätten Maronars Macht steigern und seinen Meistermagiern die letzten Geheimnisse des Seins offenbaren sollen, doch sie waren nichts als gierige, unersättliche Todesboten gewesen.

Ihr Feueratem verbrannte die Welt. Die fliegenden Städte Maronars stürzten vom Himmel und verwandelten sich in gläserne Sarge. Ihr alleiniger Anblick verbreitete Tod und Wahnsinn.

Mit aller Macht stellten sich die Meistermagier der fremden

Bedrohung entgegen, doch nichts schien jene in der Tiefe aufhalten zu können, seit sie mit ihren Schattenwerkstätten aus dem Tor gebrochen waren. Jenes Tor, das die Magier aufgrund einer uralten Überlieferung geöffnet hatten, ein Tor mit Säulen aus Feuer, in dem es nachtschwarz zuckte und wallte und das den Tod in Gestalt der Thul Saduun über Maronar ausspie; entsetzliche Alptraumkreaturen aus einer Zeit, die selbst damals schon Legende war, mit geifernden Schnäbeln und peitschendünnen Tentakeln, Ausgeburten der Hölle, deren Scheußlichkeit sich jeder Beschreibung entzog. Bestien mit einem einzigen, rot glosenden Zyklopenauge, nur geschaffen, um Grauen und Schrecken in der Welt zu verbreiten.

Trotz der Gegenwehr der für unbesiegbar gehaltenen Hohenpriester und Meistermagier und aller Geschöpfe, die sie erschaffen und in die Schlacht werfen konnten, dauerte es nur wenige Jahre, bis die Thul Saduun die Welt vernichtet hatten.

In dieser Zeit entwarf Barlaam, der mächtigste der Meistermagier, einen Plan, wenigstens den Tempelberg, das größte Heiligtum des Volkes von Maronar und Zufluchtsstätte für Tausende von Menschen, vor dem Zugriff der Dämonen zu retten. Mit vereinten Kräften aller Magier wurde ein neues Tor erschaffen, das in die Zukunft führte und den gesamten Berg umschließen sollte. Insbesondere aber sollte es die Mächtigsten und Einflußreichsten von Maronar retten.

Doch die Thul Saduun wurden aufmerksam und entsandten KYR, einen ihrer mächtigsten Schattenfürsten, daß er das Projekt vereitelte.

Doch in dieser Stunde der höchsten Not erbot sich der Meistermagier Naalas, sich zu opfern und dem Thul Saduun allein entgegenzutreten. Mit aller Kraft stellte er sich dem Dämon aus der Tiefe zum Kampf. Nur der Verachtung und Überheblichkeit, die KYR den Menschen entgegenbrachte, war es zu verdanken, daß sein selbstloses Martyrium von Erfolg gekrönt war. Es wird gesagt, daß er als einziger Mensch bis in eine Schattenwerkstatt vorgedrungen sein soll, dem einzigen Ort, an dem die Thul Saduun verletzlich und schwach sind, weil es ein Teil ihrer eigenen Welt ist.

Naalas konnte den Thul Saduun nicht töten, aber er verband seinen Geist mit dem Bewußtsein KYRs. Und ebenso wie kein Mensch es verkraftet, das Bewußtsein eines Dämons aus der Tiefe zu erleben, kann auch ein Thul Saduun den Geist eines Menschen nicht ertragen.

Doch KYR war unsterblich, und so konnte fortan auch der Meistermagier nicht sterben. Gemeinsam sind sie dazu verdammt,

ewiglich in ihrem Gefängnis aus unergründlicher Nacht dahinzuvegetieren, bis daß der Geist über das Fleisch triumphiert.

Dies ist die Geschichte von Naalas, dem Meistermagier, der...

* * *

Das erste, was ich empfand, war Verwunderung, daß ich die Berührung des Kristalls entgegen aller Wahrscheinlichkeit überlebt hatte.

Ich wußte nicht, wie lange ich bewußtlos gewesen war, aber es mußte lange gewesen sein, denn als ich erwachte, waren meine zahlreichen Wunden mit Schorf bedeckt. Ich fühlte mich erfrischt und ausgeruht, was aber wohl weniger am Schlaf lag als an dem Assyr-Kristall, den ich immer noch mit den Händen umklammert hielt. Vorsichtig tastete ich mit meinem Geist danach – und zuckte sofort zurück, als ich die Woge ungeheuerer magischer Kraft spürte, die mein Bewußtsein überflutete.

Immer noch hatte ich mich nicht ganz aus dem Bann der Bilder gelöst, die der Kristall mir gezeigt hatte. Naalas... KYR... Barlaam... Thul Saduun... Maronar... Die Begriffe führten einen wirren Veitstanz in meinen Gedanken auf. Einige davon waren mir nicht unbekannt. In groben Zügen kannte ich die Geschichte Maronars, war ich doch vor einiger Zeit durch eine Zeitreise über die läppische Distanz von zweihundert Millionen Jahren selbst in den geretteten Tempelberg gelangt, der in Form der Vulkaninsel Krakatau bis in die Gegenwart erhalten geblieben war. Doch bei dem bisher schlimmsten Vulkanausbruch der bekannten Menschengeschichte im Jahre 1883 war Barlaam gestorben, und mit ihm die Thul Saduun.

Zumindest hatte ich dies bislang geglaubt. Wie es schien, hatte zumindest KYR den Untergang seiner Rasse überlebt. Und mit einem Mal begann ich zu ahnen, was es mit dem Kampfdämon Ancens auf sich hatte...

Fremd war mir hingegen der Begriff Schattenwerkstatt, aber nach allem, was ich bisher erlebt hatte, hegte ich die dumpfe Vorahnung, daß ich bald mehr darüber erfahren würde als mir lieb sein konnte.

Ich richtete mich auf. Unschlüssig drehte ich den Kristall in den Händen. Er fühlte sich weder warm noch kalt an und pulsierte und strahlte immer noch unter einem inneren Feuer. Wäre das Pulsieren

nicht gewesen, hätte man ihn für ein wertloses Stück Gestein halten können, doch ich wußte, welche furchtbaren Kräfte ich mit einem einzigen geistigen Impuls freisetzen konnte.

Kurz spielte ich mit dem Gedanken, erneut zu versuchen, Still auf telepathischem Wege zu erreichen. Ich befand mich dicht am Ancen-Turm, und mit Hilfe des Kristalls wäre es mir diesmal möglicherweise gelungen. Dennoch verwarf ich den Gedanken fast sofort wieder. Selbst wenn ich Sill erreicht hätte, wäre der Thul Saduun gewarnt, und ich wußte nicht, ob ich ihm selbst mit dem Kristall gewachsen war, wenn ich nicht den Vorteil der Überraschung auf meiner Seite hatte.

Statt dessen nahm ich den Sarkophag näher in Augenschein. Die tonnenschwere Grabplatte war zerborsten und gab den Blick auf ein menschliches Gerippe frei. Buchstaben waren in die Platte eingeritzt. Mit Mühe entzifferte ich den Namen Arne Sacknussemm. Ich erinnerte mich, daß Aneh mir etwas von einem Großen ARNE erzählt hatte. Anscheinend lagen hier die Gebeine des Unglücklichen, der gleich mir für den Befreier gehalten worden war. Da es an dem Sarkophag scheinbar nichts Interessantes zu entdecken gab, wollte ich mich wieder abwenden, als mein Blick auf ein Buch fiel, das die Totenhände des Skelettes umklammerten. Neugierig griff ich danach. Zu meinem Bedauern war es in mir unverständlicher Runenschrift verfaßt. Dennoch steckte ich das Büchlein ein. Wenn ich jemals nach London zurückkehrte, würde ich ihm vielleicht noch einige interessante Geheimnisse entlocken können.

Von meinem ersten Aufenthalt her kannte ich den Weg, der mich wieder ins Freie brachte. Es wäre der Hilfe des Kristalls nicht einmal nötig gewesen, der mir nicht nur Licht spendete, sondern mich auch wie ein Magnet in die richtige Richtung lenkte.

Ich fühlte mich kräftig und ausgeruht wie lange nicht mehr, und so hatte ich den Ausgang bald schon erreicht. Es dauerte einige Sekunden, bis meine Augen sich an das helle Licht der magischen Kuppen gewöhnten. Den Kristall verstaute ich in der Tasche, um bei eventuellen Gefahren, die mich im Dschungel erwarten würden, die Hände frei zu haben.

Vor mir, kaum eine Meile entfernt, erhob sich der Ancen-Turm wie ein Monument aus gestaltgewordener Finsternis. Kein Mensch hätte ein solches Ungeheuer aus Stein errichten können.

Die ganze Architektur wirkte auf unmöglich in Worte zu fassende Art

verbogen und in sich verdreht, als hätte ein Riese einen Berg so lange gepreßt und gestaucht, bis dieses bizarre Alptraumgebilde daraus erwachsen war.

Doch es handelte sich nicht um die sinnverwirrende Symmetrie der GROSSEN ALTEN, nicht einmal um die der Thul Saduun. Hier war eine andere Magie am Werk gewesen, die trotz aller Fremdartigkeit noch menschliche Züge aufwies.

Die Magie der Meistermagier von Maronar!

Die Bilder, die der Kristall mir gezeigt hatte, beantworteten viele Fragen, doch sie ließen auch viele Rätsel ungelöst. Immer noch wußte ich nichts über die Entstehung dieses unterirdischen Reiches und über die Herkunft der Menschen und Sree.

Ich kam nicht dazu, mir länger Gedanken darüber zu machen. In unmittelbarer Nähe knackte ein Ast. Ich fand gerade noch Zeit, in den Stollen zurückzuspringen, als eine Sree-Patrouille wenige Yards vor mir entfernt durch den Dschungel stapfte.

Vorsichtig beobachtete ich die Sree. Ich glaubte, meinen Augen nicht trauen zu dürfen, als ich Uscham erkannte. Es konnte keinen Zweifel geben; einer der Männer war der alte Sree, von dem ich mich erst vor wenigen Stunden verabschiedet hatte. Das fehlende Auge, die zwei Finger, die an einer seiner Hände fehlten, die stumpfen, abgeschabten Hornplatten... Ein Irrtum war ausgeschlossen.

Erst jetzt fiel mir auf, daß auch die anderen Männer die blauen Uniformen Condens trugen. Erleichtert atmete ich auf. Wahrscheinlich hatte Aneh sie geschickt, um mir zu helfen.

In jedem Fall drohte mir von ihnen keine Gefahr. Erleichtert trat ich auf sie zu.

Ich erkannte meinen Irrtum erst, als der vorderste der Sree mit einem entsetzten Schrei seinen Bogen von der Schulter riß und einen Pfeil auf mich abschoß.

* * *

Sie waren seit Stunden unterwegs; kaum ein Dutzend Sree, die sich müde und erschöpft durch den dichten Dschungel kämpften. Ihre Uniformen waren abgerissen und blutverkrustet. Kaum einer von

ihnen war ohne Wunden davongekommen. Die meisten der Verletzten hatten sich aus schmutzigen Stoffetzen nur provisorische Verbände anfertigen können. Auch der Mann an der Spitze trug einen primitiven Verband an der Schulter. Trotzdem hackte er so verbissen auf die Äste und Zweige ein, als ob sein Leben davon abhinge.

Etwas in Uscham war mit dem Verrat Zengsus gestorben und hatte eine Wunde hinterlassen, die viel schlimmer war als die Verletzungen, die die Verfolger ihm beigebracht hatten. Sie waren nur eine kleine Schar; fünfzehn von tausend Sree hatten sich ihm angeschlossen, und davon hatten nur neun den kurzen Kampf mit den Verfolgern überlebt.

So schnell vergißt ein Volk seine gerade erst erkämpfte Freiheit wieder, dachte er bitter. Nur fünfzehn Männer, die sich dem Verrat widersetzt hatten. Aber er würde sich bemühen, Meredas Pläne zu durchkreuzen. Wenn es ihnen gelang, schnell genug nach Ancen zu gelangen, konnten sie von dem Verrat berichten. Vorausgesetzt, man hörte ihnen überhaupt zu.

Eine Hand legte sich schwer auf seine Schulter.

»Ich dachte, du wolltest nach Ancen«, sagte Omrun mit grimmigem Spott und drängte sich an seine Seite. »Du wirst dich noch selbst umbringen, wenn du so weitermachst. Laß mich nach vorne, ich löse dich ab.«

Uscham nickte schwerfällig und ließ die Arme sinken. Er lehnte sich erschöpft gegen einen Baumstamm und schloß für einen Moment die Augen, während Omrun an ihm vorbeihuschte und den Pfad mit wilden Hieben weiterbahnte. Erst jetzt spürte er die Anstrengung. In seinem grenzenlosen Zorn hatte er die Leistungsfähigkeit seines Körpers weit überschritten. Seine Arme waren geschwollen; die Muskeln hatten sich zu knotigen Strängen verkrampft und schmerzten bei jeder Bewegung. Das Blut rauschte in seinen Ohren, und er hatte das Gefühl, daß seine Glieder mit Blei beschwert waren. Aber es war seine Art, den Verrat zu verwinden, indem er sich bis zur völligen Erschöpfung verausgabte und seine Enttäuschung in Haß und Kraft verwandelte. Es war, als ob er sich auf diese Art selbst beweisen müßte, daß er noch lebte.

»Ich wollte, daß einer dieser Äste Zengsus Nacken wäre. Dann würde ich den Weg durch den ganzen Dschungel allein hacken«, knurrte Uscham nach einer Weile und reihte sich wieder in den Zug ein. Sein Gesicht war leer und maskenhaft starr; er ließ sich den Schmerz nicht

anmerken.

»Dann würdest du dich beeilen müssen, Zengsus Nacken zu erwischen, denn von uns würde sicherlich keiner dir den Vortritt lassen«, antwortete Omrun und hackte noch erbitterter auf die Zweige ein. »Glaubst du eigentlich ernsthaft, daß man uns in Ancen Glauben schenken wird?«

Uscham zuckte mit den Schultern und ignorierte den beißenden Schmerz, der ihn bei jeder Bewegung durchfuhr.

»Von den Inguré haben wir kaum etwas anderes als den Tod zu erwarten«, antwortete er bedächtig. »Es liegt mir auch nichts daran, sie zu warnen. Der Aufstand soll wie geplant stattfinden. Wir können nur versuchen, Xandiu und Yaome zu warnen und ihnen die Augen zu öffnen. Ihr Haß muß sich auch gegen Zengsu und Mereda richten. Wenn wir mit ihnen sprechen können...«

Er brach ab und verfiel wieder in dumpfes Brüten.

Längst schon hatten Zengsus Getreue die Verfolgung aufgegeben, aber Uscham wußte, daß ihnen keine Zeit für eine Rast blieb, obwohl jeder seiner Begleiter eine Pause dringend nötig hatte, und er selbst am allermeisten, wie er sich eingestehen mußte. Irgendwo hinter ihnen wälzte sich ein Heerzug von tausend Sree durch den Dschungel, um die Ancen-Sree bei ihrem Aufstand zu unterstützen. Im Gegensatz zu Zengsus Streitmacht konnten sie selbst nicht mehr weiter auf den befestigten Wegen vordringen, nicht hier, so dicht vor dem Turm.

Flüchtig dachte Uscham an den Fremden, den sie zum See gebracht hatten. Anehs Plan war Wahnsinn gewesen; mit höchster Sicherheit war der Mann längst tot.

Das war genau der Augenblick, in dem der Fremde sich ihnen in den Weg stellte.

* * *

Ich überwand meinen Schrecken einen Sekundenbruchteil, bevor der Sree die Bogensehne losließ. Mit einem verzweifelten Sprung warf ich mich zur Seite.

Und trotzdem wäre meine Reaktion zu spät gekommen, wenn der Sree ein bißchen besser gezielt hätte. Der gefiederte Todesbote streifte

meinen Arm und hinterließ eine feurige Spur. Ich schrie auf, fing meinen Sturz ab und rollte mich ein paarmal um die eigene Achse. Sofort versuchte ich mich wieder hochzustemmen, doch der verletzte Arm versagte mir den Dienst. Ich knickte wieder ein und blickte entsetzt zu dem Sree hoch, der meine Hilflosigkeit bemerkte und einen neuen Pfeil auf die Sehne legte.

Diesmal hätte er mit Sicherheit getroffen, doch Uscham trat zu ihm und drückte ihm den Bogen nach unten. Er wechselte einige rasche, unverständliche Worte mit ihm. Achselzuckend fügte sich der Mann, doch er steckte den Pfeil nicht in den Köcher zurück und beobachtete mich weiterhin mißtrauisch.

Uscham trat zu mir und half mir mit einem einzigen kräftigen Ruck auf die Beine.

»Verzeih Omruns vorschnelles Handeln«, sagte er, doch der harte Klang seiner Stimme und die Art, wie er seine Hand auf den Griff seines Schwertes legte, straften seine freundlichen Worte Lügen. Etwas, wovon ich noch nichts ahnte, mußte geschehen sein, und wenn Uscham mir auch für einen Augenblick das Leben gerettet hatte, konnte er das Versäumte rasch nachholen. Ich schluckte die wenig schmeichelhafte Bemerkung, die mir auf der Zunge lag, schnellstens herunter.

»Was hat das zu bedeuten?« fragte ich statt dessen. Es gelang mir nicht, meine Stimme so fest klingen zu lassen, wie ich es gerne gehabt hätte. »Warum greift ihr mich an? Ihr wißt doch, daß ich auf eurer Seite stehe.«

»Das ist es eben«, entgegnete Uscham mit gefährlicher Ruhe, die mich noch mehr alarmierte. »Du hast Aneh geholfen und uns Sree niemals verächtlich behandelt. Nur deshalb bist du noch am Leben. Wie aber stehst du zu Mereda?«

»Er gehört zu den verdammten Inguré«, mischte sich der Sree mit dem Bogen ein. »Wir sollten ihn auf der Stelle umbringen.«

»Schweig, Omrun«, herrschte Uscham ihn an und wandte sich wieder mir zu. »Also, wie stehst du zu Mereda?«

»Sie hat versucht, mich umzubringen«, antwortete ich vorsichtig. »Du kannst dir vorstellen, daß ich von einem erneuten Zusammentreffen nicht gerade begeistert wäre.«

Uscham nickte bedächtig. »Würdest du sie töten, wenn ihr euch erneut

gegenüberstehen würdet?«

Ich überlegte fieberhaft. Uschams Stimme hatte mir keinen Hinweis darauf gegeben, welche Antwort er erwartete und welche Rolle die vertriebene Hexe plötzlich spielte. Egal, wie ich antwortete, es konnte mich leicht meinen Kopf kosten. Unter diesen Umständen sollte eine Antwort gut überlegt sein.

Oder besser nicht nur überlegt.

Ich blickte Uscham fest in die Augen, konzentrierte mich einen Augenblick und schlug dann mit aller geistiger Macht zu.

Es ging leicht, viel leichter, als ich erwartet hatte. Der magische Kristall verstärkte meine Anstrengungen um ein Vielfaches. Ich spürte einen leichten Widerstand und fegte ihn ohne die geringsten Schwierigkeiten zur Seite. Dann lag Uschams Bewußtsein offen vor mir. Ich konnte wie in einem aufgeschlagenen Buch in seinen Gedanken lesen. In unglaublicher Schnelligkeit strömten Eindrücke auf mich ein.

Ich taumelte zurück, als hätte mich ein Schlag getroffen. Was ich aus Uschams Gedanken erfahren hatte, war unglaublich, aber es konnte keinen Zweifel geben, daß es sich um die Wahrheit handelte. Zengsus Verrat, Anehs Tod, Meredas Machtübernahme, der bevorstehende Angriff auf den Ancen-Turm...

Binnen weniger Sekunden erfuhr ich alles, was in den vergangenen Stunden geschehen war, so schnell, daß ich kaum Zeit hatte, die Eindrücke zu verarbeiten. Besonders Anehs Tod machte mich betroffen. Ich hatte die junge Magierin gemocht, aber nach allem, was ich erlebt hatte, berührte die Nachricht mich nicht mehr wirklich tief. Mir blieb auch nicht die Zeit, darüber nachzudenken. Sofort löste ich den Bann wieder von Uscham. Der alte Häuptling hatte nicht einmal gemerkt, daß ich in seine Gedanken eingedrungen war. Lauernd beobachtete er mich.

»Ich hasse Mereda«, rief ich laut – ein wenig lauter, als nötig gewesen wäre, und weniger an ihn, als an seine Begleiter gerichtet. »Sie hat nicht nur euch, sondern auch Aneh und mich betrogen. Ich werde euch helfen, ihren weiteren Verrat zu verhindern. Mein Ziel ist ebenfalls der Ancen-Turm. Dieses Gemetzel muß endlich ein Ende haben.«

Meine Worte kamen mir ungeschickt und pathetisch vor, aber sie verfehlten ihre Wirkung auf die Sree nicht. Ich sah, wie die Spannung

von ihnen abfiel, und selbst Omrun steckte endlich seinen Pfeil weg. Uscham hieb mir so kameradschaftlich auf die Schulter, daß ich ein Stück in die Knie brach.

»Ich hatte gehofft, daß du so antworten würdest«, sagte er. Bei dem Ruf, den ich in Conden schon vorher besessen hatte, schien es ihn nicht einmal zu wundern, daß ich von dem Aufstand bereits wußte, obwohl ich mich Meilen entfernt befunden hatte.

Mir sollte es egal sein. Die unmittelbare Gefahr war erst einmal gebannt, und die Sree würden mich sicher bis zum Ancen-Turm bringen. Wenn der Aufstand erst einmal ausbrach, wuchsen meine Chancen, dort unbemerkt einzudringen, und in dem Chaos würde auch sicherlich niemand mehr auf Sill achten.

Dachte ich.

* * *

Der Raum war erfüllt von ungewissen huschenden Bewegungen, tanzenden Schatten, die sich gerade am Rande des noch Sichtbaren im Rhythmus einer für menschliche Ohren nicht wahrnehmbaren Musik wanden.

Für Sill el Mot bot sich das Bild anders dar. Sie wußte, daß es die Schatten wirklich gab, und sie selbst bestimmte den Rhythmus ihrer Bewegungen. Knisternde, bläuliche Linien durchliefen den Raum und formten sich zu bizarren Mustern, in deren Zentrum das Fremde immer stärker wurde. Sie kämpfte mit Kräften, deren Existenz sie zuvor nicht einmal geahnt hatte, und die sie allein niemals hätte bändigen können.

Aber sie war nicht allein. Der Magierkreis von Ancen war stark, und wenn doch einer der Adepten ausfiel, gab es sofort einen anderen, der für ihn einsprang. Längst schon besaß keiner der Magier mehr seinen eigenen Willen. Sie alle gehorchten der Stimme des Meisters, die sie immer wieder antrieb, das Unmögliche zu vollbringen.

Und Sill beherrschte den Kreis. Immer wieder griff sie in die Beschwörung ein und dirigierte die freiwerdenden Kräfte nach ihrem (ihrem ???) Willen.

Es gab nur noch dieses eine Ziel. Sie hatte vergessen, was vor der Beschwörung gewesen war, und sie verschwendete keinen Gedanken

daran, was später sein würde. Das einzige, was noch zählte, war der immer stärker wabernde Feuerball in der Mitte des Kreises und die feurigen Energieströme, die ihn mit den Adepten verbanden.

Sie nahm nicht wahr, wie es außerhalb des Turmes zu regnen begann. Die Tropfen prasselten im willkürlichen Takt, den der Wind ihnen aufzwang, gegen die Scheiben.

Längst schon hatte Sill die Grenzen ihres Leistungsvermögens erreicht und überschritten, aber sie durfte nicht aufhören, ohne die ganze Beschwörung mißlingen zu lassen. Von irgendwoher floß ständig neue Kraft in ihren Körper, und doch war jeder neue Versuch, die huschenden Schatten zu beherrschen, wie ein glühender Draht, der in ihr Gehirn schnitt.

Sie wußte von dem Aufstand der Sree, aber es interessierte sie nicht. Der Beschwörungssaal war durch magische Energie abgeriegelt, und es war gleichgültig, ob Ancen fiel. Dieses unterirdische Reich würde ohnehin aufhören zu existieren, sobald die Beschwörung erfolgreich abgeschlossen war. Es gab keine Notwendigkeit, in den Kampf einzugreifen.

Denn die Kräfte, derer sie sich bediente, waren keine geringeren als die Energien der magischen Kuppel, die das Tal vor dem Ozean schützte...

* * *

Wir kamen unbemerkt bis dicht an den Turm heran. Ich hatte meine Wunde mit einem Streifen meines Hemdes notdürftig verbunden und spürte kaum noch Schmerzen. Es hatte leicht zu regnen begonnen, doch die Blätter der gewaltigen Bäume bildeten ein natürliches Dach über unseren Köpfen, und schon bald hatte ich mich an das monotone Prasseln gewöhnt. Nur gelegentlich fiel ein Tropfen durch und biß sich wie der Stich einer feinen Nadel in meine Haut. Ich verschwendete nur einen flüchtigen Gedanken daran, wie es inmitten dieser Kuppel am Grunde des Ozeans regnen konnte, denn es gab weder einen Himmel noch Wolken über uns.

Selbst durch die Kleidung konnte ich spüren, wie sich der Kristall in meiner Tasche immer stärker erwärmte. Er reagierte anscheinend auf die Nähe des Ancen-Dämons.

Der Marsch war kräftezehrend gewesen, wurde aber dadurch

vereinfacht, daß wir uns auf einem breiten Weg vorwärtsbewegten. Erst als ich den Kopf schon in den Nacken legen mußte, um zur Spitze des gewaltigen Turmes auf zuschauen, stießen wir auf einen Trupp von zehn, fünfzehn Ancen-Kriegern. Es handelte sich um Menschen, nicht um Sree, und sie mußten versucht haben, sich vor dem Gemetzel im Inneren der Festung in Sicherheit zu bringen. Sie befanden sich in kaum besserem Zustand als Uschams Leute.

Sie stürzten sich auf uns, im gleichen Moment, in dem auch die Sree zu den Waffen griffen. Von beiden Seiten wurde gar nicht erst der Versuch einer Verständigung unternommen.

Klug, wie ich nun mal war, hielt ich mich dezent zurück – ein wenig zu dezent, wie ich im nächsten Moment feststellen mußte. Ich war bis an den Stamm eines Urwaldriesen zurückgewichen, fast ein Dutzend Schritte vom eigentlichen Kampfplatz zurück.

Etwas Dunkles kam geradewegs aus der Luft über mir geflogen, prallte direkt vor mir auf und wuchs zu einem hünenhaften Krieger heran. Ein Schwert blitzte auf. Ich sah die Klinge heransausen und bekam mit, wie der Krieger sie noch im Schlag drehte, um mich mit der Breitseite des Schwertes zu treffen. Dafür mußte er den Schwung weitgehend abfangen.

Es gelang mir, mich unter dem Hieb wegzuducken. Kaum eine Handbreit über mir hämmerte die Klinge gegen den Stamm. Mir blieb nicht die Zeit, meinen Stockdegen aus dem Gürtel zu ziehen. Instinktiv rammte ich den Ellenbogen vor. Der Stoß trieb dem Krieger die Luft aus den Lungen. Er klappte zusammen.

Der Kampf dauerte kaum länger als zwei Sekunden. Mir blieb trotzdem keine Zeit zum Verschnaufen. Im nächsten Moment regnete es Krieger um mich herum. Erst jetzt begriff ich, daß wir dem Trupp nicht zufällig begegnet, sondern in eine sorgfältig vorbereitete Falle geraten waren. Mochte Cthulhu wissen, wie sie von unserem Kommen erfahren hatten; sie hatten uns jedenfalls in den Bäumen versteckt erwartet.

Dutzende Krieger fielen über die Sree her, und obwohl sie sich verbissen zur Wehr setzten, stand ihre Niederlage von vorneherein fest.

Es gelang mir, den Stockdegen blankzuziehen, bevor die Krieger mich erreichten. Gegen die wuchtigen Schwerter nahm sich der zierliche Degen wie ein Spielzeug aus, und mehr war er wohl auch nicht. Schon

der erste Hieb prellte mir die Waffe aus der Hand. Die Erschütterung raste durch meinen Arm und ließ die Wunde wieder aufbrechen, aber ich nahm es kaum wahr.

Ich hatte genug damit zu tun, wenigstens noch für ein paar Sekunden am Leben zu bleiben, was sich wesentlich leichter anhört, als es tatsächlich war. Wie eine dunkle Flutwelle brachen die Krieger über mir zusammen und begruben mich allein durch ihr Gewicht unter sich.

Immerhin hatten sie ihre Schwerter weggesteckt oder einfach weggeworfen. Ein wahrer Hagel von Schlägen und Tritten prasselte auf mich herab. Ich riß die Fäuste hoch, um mein Gesicht wenigstens einigermaßen zu schützen, und kassierte dafür einige harte Körpertreffer.

Irgendwie gelang es mir, die Knie an den Körper zu ziehen. Mit aller Kraft trat ich zu. Ich schleuderte zwei, drei Männer zurück, die im Fallen noch andere mitrissen, so daß ich für einen Moment Luft bekam. Die Krieger wollten mich lebend in ihre Gewalt bekommen, aber das war für mich keinerlei Grund, es ihnen leichter zu machen.

Eine Faust schoß auf mein Gesicht zu. Ich bekam sie zu packen und verdrehte sie mitsamt dem Kerl, dem sie gehörte. Gleichzeitig schlug ich mit dem anderen Arm wütend um mich.

Ein Hieb traf meine Lippe und ließ sie aufplatzen. Der Schlag raubte mir fast die Besinnung. Verbissen kämpfte ich gegen die schwarzen Nebel vor meinen Augen an. Verschwommene Gesichter tauchten vor mir auf und verschwanden wieder. Gierige Finger zerrten an meinen Haaren, und weitere Tritte trafen meinen Körper. Blindlings schlug und trat ich auf die Männer ein, aber ich hätte ein Dutzend Arme und Beine gebraucht, um mich erfolgreich gegen die Übermacht zu verteidigen.

Noch einmal sah ich eine Faust riesengroß vor meinem Gesicht auftauchen. Benommen versuchte ich noch, den Kopf zur Seite zu reißen, aber es war zu spät.

Der Schlag traf meine Schläfe und raubte mir augenblicklich das Bewußtsein.

* * *

Der gleißende Feuerball war mittlerweile fast mannsgroß geworden, und er hatte sich verändert. Seine flammende Helligkeit hatte abgenommen, und immer rascher färbte er sich dunkel.

Immer noch fühlte Sill sich mit dem unbegreiflichen Ding verbunden, das sie erschaffen hatte. Fast alle Mitglieder des magischen Kreises hatten inzwischen erschöpft aufgeben müssen, und die fünf Adepten, die sie jetzt noch unterstützten, besaßen nur schwache magische Kräfte. Aber der entscheidende Durchbruch war gelungen. Es gab nichts, was die Entwicklung jetzt noch aufhalten konnte. Und der Regen prasselte immer heftiger gegen die Fenster.

Dunkler und dunkler färbte sich der vormals strahlende Feuerball, doch es war nicht einfach nur ein Verblassen der Farben. Was im Inneren des Kreises entstand, war nicht einfach nur dunkel, nicht die Abwesenheit von Licht, sondern die Anwesenheit von etwas anderem, das die hereinbrechende Energie begierig in sich aufsog und ständig weiterwuchs.

»BALD!« peitschte die Stimme des Fremden durch Sills Geist. Sie war lauter geworden und schien auf seltsame Art näher gekommen zu sein.

Sill verstärkte ihre Anstrengungen noch.

Und draußen peitschte der Regen vom wolkenlosen Himmel nieder.

Etwas begann sich in der Finsternis zu regen, zögernd erst noch, doch dann immer machtvoller. Blitze aus gestaltgewordener Schwärze zuckten durch die Dunkelheit. Wieder schrie einer der Adepten auf und brach bewußtlos zusammen.

»ÖFFNE DAS PORTAL!« befahl die Stimme. »ÖFFNE ES SOFORT!«

Der Befehl kam völlig überraschend und riß Sill aus ihrer Konzentration. Für einen Moment konnte sie wieder halbwegs klar denken.

»Aber die Sree«, keuchte sie. »Du hast doch selbst befohlen, es magisch zu verriegeln, um...«

»DU SOLLST ES ÖFFNEN, EGAL, WAS ICH VORHER BEFOHLEN HABE!«

Der Befehl war mit einem geistigen Hieb verbunden, der Sill zusammenzucken ließ. Sofort griff sie mit unsichtbaren Händen nach der Sperre, die vor dem Portal lag, und ließ es aufschwingen.

Kampfgeräusche drangen an ihr Ohr, das Klirren von Waffen, Schreie und Keuchen. Zwei Krieger kamen in den Saal gestürzt, die einen weiteren Mann mit sich schleiften.

Sein Anblick ließ etwas in Sill aufschreien, doch augenblicklich wurde diese Gefühlserregung wieder unterdrückt, und die vorige seelenlose Gleichgültigkeit befiel sie wieder.

Achtlos ließen die Krieger den Gefangenen zu Boden fallen und traten zurück.

»Weckt ihn auf!« befahl Sill.

Unruhig beobachtete sie, wie die Männer den Befehl befolgten. Tief in ihr war etwas erwacht, gegen das selbst die fremde Stimme machtlos war. Sie konnte es niederhalten, aber nicht mehr ganz zum Erlöschen bringen.

Und draußen regnete es noch stärker.

* * *

Harte Schläge trafen mein Gesicht und rissen mich aus der Bewußtlosigkeit. Gräßliche Kopfschmerzen peinigten mich, als ob irgendwo in meinem Kopf ein boshafter Zwerg mit Begeisterung auf einen riesigen Gong schlüge. In meinem Mund war ein übler Geschmack. Von irgendwoher drangen unverständliche Stimmfetzen auf mich ein. Mühsam hob ich die Hände.

»Nicht... nicht mehr schlagen« stöhnte ich.

Als ich die Augen öffnete, sah ich vor mir undeutlich das Gesicht eines der Krieger, die mich überwältigt hatten, aber um mich herum befand sich nicht mehr der Dschungel, in dem sie mich niedergeschlagen hatten. Ich versuchte die Nebel vor meinen Augen wegzublinzeln. Etwas durchpulste mich mit neuer Kraft und fegte die Schwäche hinweg Mit einem Schwung, der mich selbst am meisten verwunderte, sprang ich auf.

Im gleichen Moment verengte sich mein Blickfeld auf einen winzigen Ausschnitt des riesigen Saales. Alles, was ich sah, war die schlanke Frauengestalt, die vor mir auf dem Boden hockte und mich kalt musterte.

»Sill!«

All meine Erleichterung artikulierte sich in diesem Schrei. Ich wollte auf sie zustürzen, aber kräftige Hände packten meine Arme und rissen mich zurück.

»Laßt mich los!« brüllte ich unbeherrscht und trat nach hinten aus. Der einzige Erfolg war ein Schlag in meinen Nacken, der mich erneut in die Knie brechen ließ. Als ich mich nach ein paar Sekunden so weit erholt hatte, daß ich mich wieder aufrichten konnte, hatte ich die Beherrschung wiedererlangt.

Mein Blick fiel auf die wabernde, fast kreisförmige Schwärze hinter Sill. Ich keuchte entsetzt. Es war nicht das erste Mal, daß ich ein Ding wie dieses sah. Eine Wand aus wabernder, gestaltgewordener Finsternis, in der es unablässig zuckte und blitzte.

Es war ein künstlich geschaffenes Tor, ein Durchbruch in die Dimensionen jenseits unserer Welt. Und Sill hatte es erschaffen!

Ich spürte die unsichtbaren Kraftlinien, die von ihr ausgingen und sie mit dem Tor verbanden. Genauso deutlich erkannte ich aber auch, daß das Tor noch nicht völlig geöffnet war. Immer wieder bildeten sich Schlieren inmitten der Schwärze, hinter denen ich gräßlich verzerrte Dinge und verwachsene nebelhafte Formen sah, erfüllt mit pulsierendem Leben. Laute wie das Schlagen eines riesigen Herzens drangen an mein Ohr, und dann...

»ICH BIN KYR, DER SCHATTENFÜRST DER THUL SADUUN. DU BIST GEKOMMEN, UM MIR DEN MACHTKRISTALL ZU BRINGEN, WIE ICH ES BESTIMMT HATTE.«

Die Worte dröhnten so laut in meinem Schädel, als wollten sie ihn auseinanderreißen. Ohne es zu wollen, griffen meine Hände in die Tasche und holten den Kristall hervor. Der Stein pulsierte wie rasend und war mittlerweile glühend heißgeworden. Ich fühlte die Hitze, ohne Schmerz zu verspüren.

»DU HAST DICH FÜR SEHR KLUG GEHALTEN«, vernahm ich erneut die Stimme des Dämons. »DU WOLLTEST MICH MIT DEM KRISTALL BEZWINGEN, NICHT AHNEND, DASS ICH SELBST IHN GESCHAFFEN HABE, DASS ICH NUR DARAUF WARTETE, DASS JEMAND KÄME, STARK GENUG, IHN MIR ZU BRINGEN, UM MICH ENDGÜLTIG AUS MEINEM GEFÄNGNIS ZU BEFREIEN. ICH HABE LANGE GEWARTET, DOCH KEINER DER MENSCHEN, FÜR DIE ICH DIESE WELT ERSCHUF UND DIE ICH HERHOLTE, DAMIT SIE EINE NEUE RASSE

GRÜNDEN SOLLTEN, ZEIGTE SICH DER AUFGABE GEWACHSEN. SELBST DIESER ARNE, DER DEN WEG HIERHER FAND, WAR ZU SCHWACH. NUN ABER WERDE ICH MIR DIESE WELT ERNEUT UNTERWERFEN!«

Diese Worte führten einen wirren Tanz in meinen Gedanken auf und formten sich nur langsam zu der schrecklichen Wahrheit, die in ihnen enthalten war. Ich stöhnte erneut, diesmal vor Schrecken. Die ganze Zeit über war ich nicht mehr als eine Marionette gewesen, ohne es auch nur zu ahnen. Noch einmal entstand vor meinen Augen das Bild vom Angriff der Dornenranken. Trotz meiner Gegenwehr hätten sie mich in wenigen Sekunden töten können, wenn sie wirklich mit aller Macht angegriffen hätten. Die Falle hatte nur zur Ablenkung gedient; ich hatte mich daraus befreien sollen. Ich dachte auch wieder an den Sog, der mich in die Grotte gerissen hatte, obwohl ich von dem Wasserdruck augenblicklich hätte zermalmt werden müssen. Auch hier hatte der Thul Saduun mich geschützt.

»GIB MIR DEN KRISTALL!« befahl die Stimme.

»Nein!« krächzte ich und bot allen Widerstand auf, zu dem ich noch fähig war. Ein mentaler Hieb schleuderte mich zu Boden. Verzweifelt suchte ich nach einem Ausweg, doch es schien keinen zu geben. Der ganze Saal war magisch versiegelt. Ich hätte Stunden gebraucht, um die Sperren aufzubrechen.

»Sill!« schrie ich. Die junge Araberin schaute mich unverwandt an. Mit aller geistiger Macht schlug ich zu. Ich spürte, wie ich Kontakt zu ihrem Bewußtsein bekam, fühlte die Kraft des Thul Saduun, die ihren eigenen Willen ausgeschaltet hatte, und dann...

Ich fühlte den Gegenangriff kommen, ohne daß mir auch nur die Zeit blieb, den Versuch einer Gegenwehr zu starten. Obwohl ich die Kraft des Kristalls auf meiner Seite hatte, zertrümmerte der Thul Saduun meine Abwehr ohne Schwierigkeiten und löschte mein Denken aus.

Diesmal dauerte es Minuten, bis ich wieder zu mir kam. Immer noch hielt ich den Kristall umklammert. Ich allein mußte ihn zu dem Tor bringen, denn niemand außer mir konnte ihn berühren. Und so stark der Thul Saduun auch war, konnte er mich doch nicht völlig unter seinen Willen zwingen. Nicht, solange ich den Kristall besaß.

Ein lautes Krachen ließ mich herumfahren. Das Portal flog auf, und Mereda und ein mir unbekannter Sree traten ein.

Und dann geschah etwas, das mich schaudern ließ. Kaum hatte der

Sree die Schwelle überschritten, als er sich zu verändern begann. Sein Schuppenpanzer wurde blaß und farblos und begann sich vom Körper zu lösen. Gleichzeitig bildete sich seine vorspringende Schnauze zurück, wurde zum Gesicht eines Menschen. Sein Körper wurde schlanker und größer, das Lederwams verwandelte sich in einen bodenlangen, bunten Mantel in den Farben des Wahnsinns.

Keines klaren Gedanken fähig, starrte ich die Gestalt an. Ich wußte, wen ich vor mir hatte, aber mein Gehirn weigerte sich, daran zu glauben.

Auch Mereda wurde von der Entwicklung überrascht. Ihre Augen weiteten sich in ungläubigem Staunen. »Zengsu, was...« keuchte sie und brach ab, als die Gestalt ihr mit einer herrischen Geste zu schweigen bedeutete. Mit kraftvollen Schritten kam der Mann auf mich zu.

»Ich bin Naalas, der Meistermagier von Maronar«, hallte seine Stimme durch den Saal. »Jahrmillionen irrte meine Seele von einem Körper zum anderen, ohne daß ich mir meiner selbst bewußt wurde, denn ich war immer noch eins mit dem Thul Saduun. Erst durch KYRs Manipulationen wurde ich frei, um das damals begonnene Werk endlich zu vollenden. Gebe mir den Kristall, Robert Craven.«

Immer noch hatte ich mich von der Überraschung nicht ganz erholt, dafür war alles zu schnell gegangen. Fassungslos starrte ich den Meistermagier an. Es schien doch noch so etwas wie Wunder in letzter Sekunde zu geben. Ich streckte die Hände aus, um ihm den Kristall zu überreichen, als mich ein Aufschrei zurückzucken ließ.

»Nicht, Robert. Es ist eine Täuschung! Sie sind immer noch eins!«

Die ganze Zeit über hatte ich nicht mehr auf Sill geachtet. Mein Versuch, sie zu beeinflussen, mußte doch Erfolg gehabt haben. Mit schmerzverzerrtem Gesicht wand sie sich auf dem Boden.

Blitzartige Visionen stürmten auf mich ein. Noch einmal sah ich, was ich bei dem geistigen Angriff des Thul Saduun wahrgenommen hatte. Geistige Kraftlinien, die von dem Tor ausgingen, es mit Sill verbanden, aber auch eine Linie, die sich irgendwo jenseits des Portals verloren hatte, und ich sah den flimmernden magischen Strahl, der bis zu der Kuppel hinaufreichte.

Der Regen, den es nicht geben durfte und der nichts anderes war als das Wasser des Ozeans, das durch die porös gewordene Kuppel eindrang – der Machtkristall, der sich im gleichen Maße erwärmte,

wie die Kuppel an Kraft verlor – das unverhoffte Auftauchen Naalas', als ich mich gerade wieder aus dem Bann des Thul Saduun gelöst hatte – alles formte sich mit einem Mal zu einem klaren Bild.

Und ich wußte, was ich zu tun hatte!

Der Dämon sollte den Kristall bekommen – aber anders, als er geplant hatte. Und nicht nur für ihn allein!

So kräftig ich konnte, schleuderte ich den pulsierenden Stein auf das Tor zu und warf mich im gleichen Augenblick zur Seite.

Ein unerträglich hoher Schrei drang an meine Ohren. Sobald der Kristall das Tor berührte, stabilisierte es sich vollends. Und mit ihm das schreckliche Ding in seinem Inneren.

Im Grunde tat ich genau das, was der Thul Saduun verlangt hatte. Doch es geschah so plötzlich und unerwartet für ihn, daß er sich erst auf die neue Situation einstellen mußte.

Mir blieben nur Sekunden.

Für den Bruchteil eines Herzschlages sah ich den Thul Saduun so, wie er wirklich war: Eine gigantische, zyklopische Gestalt, deren Gesicht von einem faustgroßen blinden Auge beherrscht wurde, unter dem ein scharfkantiger Papageienschnabel hervorragte. Aus dem oberen Teil des grotesk verzerrten Rumpfes wuchsen Dutzende sich windender, peitschendünner Tentakel hervor, wie die Adern aus einem ins Riesenhafte vergrößerten Herzen.

Dann war ich bei dem Sree angelangt, der eine ganz besondere Kriegsbeute in seinen Echsenfingern hielt – meinen Stockdegen, den ich bei dem Überfall im Dschungel verloren hatte.

Ihm den Degen zu entreißen und wieder herumzufahren, war eins. Im nächsten Moment flog die magische Waffe meines Vaters auf das Tor zu, den Kristallknauf mit dem eingeschmolzenen Shoggotenstern voran.

Ich wußte: wenn der Thul Saduun verletzlich war, dann nur in diesem einen Moment, da sich sein amorpher Körper materialisierte, da seine unwirkliche, geisterhafte Existenz sich wandelte in Fleisch und Blut.

Daß ich ihn nicht vernichten konnte, war mir klar. KYR war ein Schattenfürst, einer der mächtigsten Thul Saduun; ihn zu töten hätte es weit größerer Energien bedurft als der meines Stockdegens.

Doch es gab andere Wege, ein Wesen wie ihn zu bezwingen. Ihn zurückzuschleudern in seinen Kerker zwischen den Dimensionen, genügte mir vollauf. Es würde lange dauern, vielleicht Jahrtausende, bis er sich von dem magischen Schlag erholt haben würde.

Der Stockdegen traf das Tor in dem Moment, als KYR sich anschickte, es zu verlassen. Ein Licht, stärker noch als das der Sonne, flammte auf, als sich die magischen Energien des Shoggotensternes mit denen des Machtkristalls vereinten.

Es sah aus, als würde sich das Tor aufblähen, um den Thul Saduun herum neu entstehen und ihn verschlingen. Es begann zu flackern, dann schoß ein greller Blitz aus seinem Zentrum hervor. Für Mereda, die sich die ganze Zeit über nicht von der Stelle gerührt hatte, kam alles zu plötzlich. Der Blitz traf sie und verbrannte sie binnen eines Sekundenbruchteiles zu Asche, zuckte weiter und hüllte die Gestalt des Meistermagiers in flammende Helligkeit.

Nalaas schrie gellend auf und taumelte haltlos zurück. Doch er fiel nicht. Ein zweiter Blitz zuckte aus dem Tor und schleuderte ihn durch die offene Pforte ins Freie. Ein Feuersturm raste zur Decke empor, durchbrach sie und verzehrte die Kraftlinie, die den Kristall mit der Kuppel verbunden hatte.

Der Turm wankte. Dumpfe Explosionen klangen auf; ein Zittern durchlief die morschen Mauern. Noch einmal schrie Nalaas auf, riß die Arme in einer letzten, verzweifelten Bewegung in die Höhe. Die Glutlohe hüllte seinen Körper ein wie ein Mantel. Und als sie endlich in sich zusammenfiel, war der Meistermagier verschwunden.

Dann war alles vorbei. Totenstille lastete auf dem Raum. Nur mit Mühe löste ich mich aus meiner Erstarrung und sah mich um. Ich war der einzige, der noch aufrecht stand; die Sree und die überlebenden Adepten waren ohnmächtig zusammengebrochen, als die Lohe aus Feuer und Magie den Saal durchrast hatte.

Mein Blick irrte zum Fenster. Draußen hatte es zu regnen aufgehört; die magische Kuppel hatte sich stabilisiert Mein Stockdegen und der Kristall waren von dem Tor wieder ausgespien worden. Der magische Stein pulsierte ruhig und gleichmäßig in seinem bläulichen Licht. Ich hob ihn hoch… und legte ihn nach kurzem Zögern wieder auf den Boden zurück. Bestimmt hätte er mir noch wertvolle Dienste leisten können, doch ihn mitzunehmen hätte bedeutet, die Kuppel endgültig zusammenbrechen zu lassen. Das war eine Verantwortung, die ich nicht auf mich laden konnte. Dafür nahm ich meinen Stockdegen vom

Boden auf und schob ihn unter meinen Gürtel.

Vieles würde sich im Verlauf der nächsten Monate und Jahre hier ändern. Die beiden Magierkreise waren ausgelöscht, und die Sree hatten die Macht übernommen. Möglicherweise würde es jetzt für sie und die Menschen gleichermaßen eine friedlichere Zukunft geben.

Ich würde es nicht mehr erleben.

Ich trat auf Sill zu, die ebenfalls das Bewußtsein verloren hatte, und nahm sie wie ein Kind auf die Arme. Immer noch flackerte das Tor unruhig, und es konnte nur noch Minuten dauern, bis es zusammenbrach. Aber noch besaß es ausreichend Kraft.

Von allem, was mit Wasser zu tun hatte, hatte ich für die nächsten paar hundert Jahre die Nase voll. Ich sehnte mich nur noch danach, endlich nach London – und zu Priscylla – zurückzukehren. Zusammen mit Sill trat ich durch das Tor.

Als wir es wieder verließen, spannte sich über uns der wolkenbedeckte Himmel der Welt, die ich kannte.

Und es regnete in Strömen!

Das Tor hatte mich nach Hamburg – irgendwo im Norden des Deutschen Kaiserreiches – verschlagen, wie ich recht bald herausfand. Und obwohl ich eigentlich erleichtert sein konnte, so nahe der Britischen Inseln gestrandet zu sein (schließlich hätte ich ebensogut in Timbuktu, am Nordpol oder gar auf dem Mond landen können), hielt sich mein Glücksgefühl in Grenzen.

Da stand ich nun: abgerissen, verschmutzt, ohne Geld und Papiere, ein ohnmächtiges Mädchen in meinen Armen. Es war ein schieres Wunder, daß man mich nicht vom Fleck weg verhaftete und in eine Zelle steckte.

Natürlich hätte ich mich an die britische Botschaft wenden können, und über kurz oder lang wäre meine Identität mit Sicherheit auch bestätigt worden, doch hätte sich dies über Tage, wenn nicht gar Wochen hinziehen können. Zeit, die ich nicht hatte.

Schweren Herzens versetzte ich das Büchlein, das ich bei Arne Sacknussem gefunden hatte, bei einem Trödler. Es repräsentierte immerhin einen antiken Wert, wenn auch nur gerade soviel, daß es ausreichen würde, eine Schiffspassage nach England für Sill und mich zu kaufen.

Als ich das Antiquariat verließ, wäre ich fast mit einem unglaublich dürren, hochaufgeschossenen Mann zusammengeprallt. Ich murmelte eine Entschuldigung und hielt ihm die Türe auf.

Aus den Augenwinkeln sah ich, wie der Trödelhändler erfreut auf seinen neuen Kunden zueilte, Sacknussemms Büchlein in den Händen haltend.

»So ein Zufall!« hörte ich noch seine erregte Stimme, bevor die Tür wieder ins Schloß schnappte. »Daß Sie ausgerechnet jetzt kommen! Hier habe ich etwas, das Sie gewiß interessieren wird, Professor Lidenbrock!«

Mich traf fast der Schlag, und sekundenlang wußte ich nicht, ob ich weinen, lachen oder dem Professor hinterhereilen sollte, um ihn zu umarmen – oder ihm an die Kehle zu fahren.

Schließlich tat ich nichts von alldem. Ich war zum Umfallen müde, und mir war kalt. Ich verspürte nagenden Hunger, und in einer Seitenstraße wartete Sill auf mich. Mich jetzt in eine stunden-, wenn nicht gar tagelange Diskussion mit dem Entdecker der unterirdischen Welt einzulassen – danach stand mir weiß Gott nicht der Sinn.

Vielleicht später. Vielleicht nie.

Ich fand recht bald ein Schiff, das Kurs auf England nahm, und obwohl es sich um den reinsten Seelenverkäufer handelte, erreichten wir die Insel unversehrt nach wenigen Tagen.

Nach einer fast dreieinhalbmonatigen Odyssee setzte ich am neunten Dezember 1886 wieder einen Fuß auf Londoner Boden. Erst hier fragte ich mich, wie eigentlich Priscylla auf die Ankunft Sills reagieren würde.

Hätte ich die Antwort auch nur in Ansätzen geahnt, wäre ich wahrscheinlich auf der Stelle in den Kanal gesprungen, um nach Arabien zurückzuschwimmen…

E N D E

Und in vierzehn

Tagen lesen Sie:

Phileas Fogg war nicht mehr er selbst. Seit der Weltreisende die zweite Wette angenommen hatte, den Erdball in diesmal nur sechzig Tagen zu umrunden, ging eine erschreckende Veränderung mit ihm vor.

Passepartout, sein treuer Diener, mußte ohnmächtig mit ansehen, wie sein Herr zum Mörder wurde, wie sein Geist sich immer mehr umnachtete, wie er seinen Körper zuschanden quälte.

Und alles wegen dieses unseligen Beutels, den Moriarty ihm mitgegeben hatte. Längst wußte Passepartout, daß sich ein Kleinod der Hölle darin befand.

Der Stein von Kadath.

Und er wußte, daß etwas Schreckliches geschehen würde, wenn sie den Zug nach Bezwada bestiegen.

Daß sie sich noch wünschen würden, tot zu sein…

Endstation Hölle